

Ulf Kilian
6 | VORWORT

Helen Barr
11 | EINLEITUNG

1929
Thomas Elsaesser
14 | AUS DER GESCHICHTE DER ZUKUNFT: DIE STADT VON MORGEN

Helen Barr
27 | FRANKFURT 1929: DER KONGRESS TAGT – EINE REKONSTRUKTION DES CIAM II

Regina Göckede, Gabriele Diana Grawe
39 | DAS GESCHLECHT DES NEUEN BAUENS – GENDERROLLEN UND GESCHLECHTLICHE KODIFIZIERUNG IM DISKURS DES CIAM II

Christoph Mohr
54 | TYPISIERUNG IM WOHNUNGSBAU – DAS FRANKFURTER BEISPIEL

Christine Mengin
68 | 1929: WELCHER STANDARDGRUNDRISS? UND FÜR WELCHE SOZIALE KLASSE?

Sokratis Georgiadis
80 | CHIFFREN VON WISSENSCHAFTLICHKEIT – CIAM-BILDDISKURS

Christian Freigang
89 | DEUTSCHE TECHNIKDISKURSE IM KONTEXT VON CIAM II

2009
Herman Hertzberger
99 | VIELFALT IM WOHNUNGSBAU – GEDANKEN UND PROJEKTE

Alexander Reichel
109 | URBANE SIEDLUNGSKONZEPTE AM BEISPIEL DER WERKBUNDSIEDLUNG WIESENFELD – NOTWENDIGKEIT NEUER SIEDLUNGSKONZEPTE

Thomas Jocher
124 | GRUNDRISS IM WANDEL

Dierk Hausmann
137 | DAS NEUE WOHNUNGSBAUPROGRAMM DER STADT FRANKFURT AM MAIN 2009–2013

Thorsten Bürklin
157 | LIFESTYLE-WOHNEN ODER: WARUM WILL KEINER MEHR VERANTWORTUNG ÜBERNEHMEN?

Anhang
170 | AUTORINNEN UND AUTOREN
174 | BILDNACHWEISE
175 | IMPRESSUM

ULF KILIAN

VORWORT

7

Die vorliegende Publikation vereinigt die Redebeiträge des Symposiums *Neues Wohnen 1929/2009*, das in der Zeit vom 22. bis zum 24. Oktober 2009 anlässlich des achtzigsten Jubiläums des 2. Congrès International d'Architecture Moderne (CIAM II) in Frankfurt am Main stattfand. Das Symposium versuchte eine Gegenüberstellung von historischer Interpretation und aktuellen Positionen gegenwärtigen Wohnens. Schon die zeitliche Polarisierung lässt übergängige Positionen in den Hintergrund treten.

Die folgenden Beiträge wollen und können die Fragen des Neuen Wohnens nicht abschließend beantworten. In ihnen formuliert sich der Versuch, einerseits den historischen Kontext zu klären und andererseits anhand aktueller Beispiele einen Beitrag zum Diskurs über neue Wohnformen und zeitgemäßes Wohnen zu liefern.

Der Berliner Stadtbaurat Martin Wagner kritisiert in seinem Artikel „Minimalwohnungen“ in der Zeitschrift *Wohnungswirtschaft* 1930 die Forderungen des CIAM II. Er schreibt:

Der Wohnungspolitiker kann es nur bedauern, daß so begabte Köpfe wie Gropius und seine internationalen Freunde die Diskussion über die Lösung der Wohnungsfrage von der Kernfrage ablenken. Das Gebot lautet nicht: [– und hier zitiert er Walter Gropius –] „Vergrößert die Fenster und spart an Wohnraum“, sondern: „Vergrößert die Kaufkraft der Familie durch Steigerung des Einkommens und durch Senkung der Preise für die Wohnung“. Dies ist das soziale Produktionsproblem, von dem auch die Lösung der Wohnungsfrage abhängig ist [...].¹

Diese hier bis zur Karikatur verkürzte Textstelle Walter Gropius' aus dessen Beitrag für den Katalog *Die Wohnung für das Existenzminimum* lautet in ihrer originalen Version vollständig:

[...] die frage nach dem wohnungsminimum ist die nach dem elementaren minimum an luft, licht, raum, die der mensch braucht, um bei der vollentwicklung seiner lebensfunktionen durch die behausung keine hemmungen zu erfahren. vom biologischen standpunkt aus benötigt der gesunde mensch für seine wohnung in erster linie luft und licht, dagegen nur eine geringe menge an raum, also ist es unrichtig, das heil in einer vergrößerung der räume zu erblicken, vielmehr lautet das gebot: vergrößert die fenster, spart an wohnraum.²

Der Vorwurf Martin Wagners ist deshalb nicht weniger ernst zu nehmen. In ihm spricht sich mehr als eine Kritik am CIAM II und an seinen Protagonisten aus. Es ist dies die Kritik an einer Moderne, deren maßgeblicher Akteur (mindestens auf deutschem Boden) der Werkbund ist.

Dieser Vorwurf richtet sich gegen die Position des Werkbunds, nach der die Gestaltung der dinghaften Umwelt, deren oft zitiertes Spektrum vom Sofakissen zum Städtebau reicht, zu einer nachhaltigen Verbesserung der gesellschaftlichen Bedingungen führen kann.

Albrecht Göschel fasst diese Kritik am Werkbund im Begriff der „Ontologie der Dinge“ zusammen und meint damit, dass der Werkbund zwangsläufig eine gesellschaftliche Verbesserung im Sinne einer kulturellen Reform verfehlen müsse. Göschel formuliert dieses vermeintliche Scheitern folgendermaßen:

Dennoch bleibt die Orientierung auf die Dinge, auf eine Kultur der Dinge erhalten. Hier liegt die Ursache für die Paradoxien, die den Werkbund seither begleiten. In den Bemühungen des frühen Werkbundes kommt die Sehnsucht nach einer grundlegenden Reform, gleichsam nach einer Revolution zum Ausdruck, die sich jedoch nur im „Kulturellen“ vollziehen oder von ihm ausgehen soll. Damit stellt das Werkbund-Konzept als bürgerliches das Gegenmodell zum sozialistischen Reform- oder Revolutionskonzept eines fundamentalen Wandels durch ökonomischen oder sozialen Umbruch dar, dem ein kultureller notwendig folgen müsse.³

THOMAS ELSAESSER

AUS DER GESCHICHTE DER ZUKUNFT: DIE STADT VON MORGEN

15

Seit der Gründung der CIAM (Congrès Internationaux d'Architecture Moderne) 1928 im Schweizer Schloss La Sarraz und dem im darauffolgenden Jahr ebenfalls dort stattfindenden Kongress der unabhängigen Filmemacher (Congrès International des Cinéastes Indépendants Modernes, CICIM) gilt es als ausgemacht, dass die Ziele der europäischen Architektenavantgarde und der Filmavantgarde mehr oder weniger identisch sind. Denn schon ein Jahr später, 1930 in Brüssel, trafen sich CIAM und CICIM zu einer gemeinsamen Tagung. Doch wiewohl zwischen den Mitgliedern beider Gruppierungen viel Sympathie bestand – Sigfried Giedion prägte den programmatischen Spruch: „Nur Film kann die Neue Architektur verständlich machen“ –, kam es nicht zu der erhofften Zusammenarbeit, jedenfalls nicht aufseiten der Filmemacher – vielleicht mit Ausnahme einer Auftragsarbeit für den Schweizer Werkbund, die Hans Richter unter dem Titel *Die Neue Wohnung* 1930 realisierte, und der auf eigene Initiative unternommenen Milieu-Schilderungen wie *Berliner Stilleben* (1931) oder *Großstadt-Zigeuner* (1932) von László Moholy-Nagy¹.

So ergibt das filmische Erbe des Neuen Bauens und des Internationalen Stils nicht nur in Deutschland ein widersprüchliches Bild. Einerseits würde man erwarten, dass die Bauten, Architekturkonzepte und Siedlungsentwürfe im neuen Medium des bewegten Bildes gut dokumentiert sein müssten. Andererseits sind keine Filme im Bewusstsein der Öffentlichkeit geblieben, die dies bestätigen. Weder ein Monumentalfilm wie Fritz Langs *Metropolis* noch ein Querschnitts- oder Straßenschnittfilm wie Walter Ruttmanns *Berlin, die Sinfonie der Großstadt* (beide 1927) nimmt Bezug auf das Neue Bauen, so sehr sie auch bemüht sind, die Hektik und Beschleunigung, die sozialen Gegensätze und selbst die Wohnverhältnisse in der modernen Stadt – das heißt wichtige baukünstlerische Ansatzpunkte und sozialpolitische Motive des Neuen Bauens – ins Bild zu bringen.

Dennoch ist es inzwischen möglich, eine Art Inventar der Filme aufzustellen, die mittelbar oder unmittelbar Bezug nehmen auf das Neue Bauen. Ab Ende der 1920er und bis in die mittleren 1930er Jahre entstand tatsächlich eine Reihe von Arbeiten, die sich der Wohnungs- und Siedlungsfrage beziehungsweise der Stadtplanung und dem Städtebau verpflichtet fühlten. Allerdings: Filme aus dem sozialdemokratischen oder kommunistischen Lager prangerten die schlechten Wohnverhältnisse in den Berliner Mietskasernen aus der Gründerzeit an oder klagten über die Gefahren für die Gesundheit in den Wohnhütten um die belgischen Kohlefelder der Borinage, ohne deshalb die praktischen Alternativen des Neuen Bauens explizit zu empfehlen. Diejenigen Filme, die sich auf neue Bau- und Wohnprojekte beziehen und den Funktionalismus, die Standardisierung und Rationalisierung befürworten, enthalten sich dagegen meist jeder (partei-)politischen Analyse. Zu der ersten Kategorie gehören *Was wir schufen. Ein Film von sozialistischer Arbeit in Stadt und Land* (D 1928, R: Hans Fuhrmann, ca. 34'), von den Sozialdemokraten für den Wahlkampf zu den Reichstagswahlen vom 20. Mai 1928 in Auftrag gegeben, *Zeitprobleme. Wie der Berliner Arbeiter wohnt* (D 1930, R: Slatan Dudow, 13'), der mit Unterstützung der KPD gedreht wurde, *Misère au Borinage* (B 1933, R: Joris Ivens, H. Storck, 43') und *Les maisons de la misère* (B 1937, R: Henri Storck, 30'), ebenfalls aus dem linken Lager. In der zweiten Kategorie finden wir *Housing Problems* (GB 1935, R: Arthur Elton, Edgar Anstey, 13'), der – vom British Gas Council gefördert – für die Installation von Gas für Kochen und Heizen in Arbeiterwohnungen plädiert, *L'Architecture d'aujourd'hui* (F 1930, R: Pierre Chenal, 18'), ein Werbefilm für Le Corbusier, und die drei Frankfurter Filme: *Die Frankfurter Küche* (D 1927, R: Paul Wolff, K: Rolf von Botescu, 8'), *Die Frankfurter Kleinstwohnung* (D 1928, R: Paul Wolff, 6') sowie *Die Häuserfabrik der Stadt Frankfurt am Main* (D 1928, R: Paul Wolff, K: Rolf von Botescu, 11'). Dazu kämen noch *Wo wohnen alte Leute* (D 1931, 13'), von Ella Bergmann-Michel im Auftrag Mart Stams über den Bau



Wohngebieten, Fabriken liegen neben Friedhöfen, der Qualm von rußigen Schornsteinen zieht durch Hinterhöfe und entlang Balkonfluchten: So „blüht und gedeiht“ die Großstadt zum Profit der wenigen und dem Verderben der vielen. Die Bilder – teils gefilmte Sequenzen, teils einmontierte Fotos – sind in ihrer knappen, aber dokumentarischen Dichte sorgfältig ausgewählt und von großer Aussagekraft (Abb. 3). Der Gestus der Beweisführung demonstriert mehr, als dass er anklagt, Menschen bleiben Typen und sind keine Individuen. Auch der Kapitalismus als solcher wird weder benannt noch dient er als Kausalzusammenhang oder treibende Kraft zur Erklärung der Missstände.

Im zweiten Teil, überschrieben mit „So hätten wir bauen können“, werden dann die Vorteile und Prinzipien der neuen Stadtplanung dargestellt. Der Film arbeitet mit Grafiken und Modellen, man sieht eine Miniatureisenbahn mit weißem Dampf, Stadtgebiete und Trabantenstädte

Abb. 2: *Die Stadt von Morgen* – Haupttitel

Abb. 3: „Halt!“ – Fotogramm aus *Die Stadt von Morgen*



entstehen planerisch wie im Sandkasten, und in den Zwischentiteln werden eine neue Gesetzgebung und gesamtplanerische Intervention gefordert, die das Entstehen neuer Stadtgebiete, Trabantensiedlungen und Grünflächen ermöglichen. Als Beispiele, die das Motto von „Licht, Luft und Sonne“ vorbildlich umsetzen, zeigt der Film dann Bilder von Vorzeigeprojekten des Neuen Bauens, wie Onkel Toms Hütte und der Britz-Siedlung, beide in Berlin, jedoch ohne sie namentlich zu nennen. Daneben sieht man jedoch auch eher konventionelle neue Siedlungen, die von Tessenow oder Schmitthenners Schülern entworfen sein könnten, mit traditionellen Walmdächern statt des obligaten Flachdaches,⁷ Einfamilienhäuser mit kleibürgerlichen Vorgärten und Zäunen, aber auch Siedlungshäuser mit Nutzgärten.⁸ Schließlich endet *Die Stadt von Morgen* mit Bildern von Kinderwagen, gesunden Babys und stolzen Eltern.

Abb. 4: Die Hand des Planers in dem Film *Die Stadt von Morgen*

Abb. 5: *Die Stadt von Morgen* – aus dem Vorspann

Dazwischen aber liegt die Wirkungsgeschichte des Films außerhalb Deutschlands, auf die ich nun zum Schluss noch einmal zurückkommen möchte. Kein Geringerer als Werner Hegemann, Stadtplaner und Herausgeber der *Wasmuths Monatshefte für Baukunst* und von *Der Städtebau*, ein mit dem CIAM sich des Öfteren streitender Polemiker, schien ein Bewunderer von *Die Stadt von Morgen* zu sein. Wahrscheinlich war er es, der den Film in den USA bekannt gemacht hat, als er 1933 Deutschland verließ und anschließend in New York an der Columbia University unterrichtete. Dokumentiert ist nämlich eine Vortragsreise, die Hegemann Ende August 1931 nach Argentinien unternahm. In Buenos Aires hielt er im September vier Vorträge zur Architektur in Deutschland, von denen der vierte zugleich seine Vorschläge zur Stadterweiterung von Buenos Aires zum Thema hatte und als Einführung zu dem anschließend gezeigten Film *Die Stadt von Morgen* diente. Hier der Auszug eines Berichts über Hegemanns Vortrag:

Hegemann remained partial to the single-family house with garden, as preferable to multifamily housing, and even the modern Siedlungen of the 1920s would not persuade him otherwise. [Yet] It is not surprising that this topic was discussed at length in his lectures. The fourth in the series, intended as an introduction to the film *La Ciudad del Mañana*, was devoted entirely to housing. To make the transition from the unplanned settlements of Buenos Aires to the regional plan of the Ruhr region less contrived, some of the modern housing estates in Germany were discussed. The relevance of the film, originally called *Die Stadt von Morgen* to the local situation was somewhat questionable to Hegemann himself. [But] It demonstrates the advantages of long-range planning in the Ruhr region with its industries and open-pit soft coal mining. Hegemann read a Spanish translation of the intertitles during the showing.¹³

Damit erhält der Film eine konkrete Geografie in Deutschland, andererseits wird er zur möglichen Blaupause für eine Planung unter ganz anderen baulichen, klimatischen und politischen Umständen. Ob auf Empfehlungen von Hegemann, der vor seiner Seereise nach Buenos Aires mehrere Monate in Madrid verbrachte, ist nicht auszumachen, aber im April 1931 veröffentlichte die führende spanische Zeitschrift *Arquitectura* einen Artikel unter dem Titel *La ciudad de mañana*, was darauf schließen lässt, dass es sich um einen Bericht über besagten Film handelt, von dem

auch Illustrationen abgedruckt sind, die wiederum dem Hegemann-Artikel in *Der Städtebau* vom Mai 1930¹⁴ entnommen sind.

Den meisten Eindruck allerdings machte *Die Stadt von Morgen* in den Niederlanden. Wie schon erwähnt, wurde der Film in Amsterdam bereits im Juni 1932 gezeigt, aber es war die Vorführung mit einleitendem Vortrag vom 25. November 1936, die die größeren Folgen haben sollte. Der Sprecher war Alexander Bos, stellvertretender Direktor für Stadtplanung, Bauaufsicht und Volkswohnungsbau von Rotterdam und – wie es in einer diesbezüglichen Studie von Cor Wagenaar heißt – „von allen Direktoren des Technischen Diensts [...] der meist Vorausblickende. Er war gepackt von Filmen über Städte, allen voran von *Die Stadt von Morgen* von Svend Noldan.“¹⁵ Bos' große Stunde kam dann nach dem Krieg, denn das von der deutschen Luftwaffe am 14. Mai 1940 völlig zerstörte Rotterdam bot den Planern die ebenso tragische wie zwingende Notwendigkeit, eine Weltstadt quasi von Grund auf neu zu konzipieren. Dass Bos schon 1936 an diese Möglichkeit gedacht hat, lässt sich seinen Illustrationen für den Vortrag entnehmen, auf denen unten links Rotterdam vom Flugzeug aus erkennbar wird, während oben links eine Stadt abgebildet ist, die Le Corbusiers berühmtem *plan voisin* für Paris nachempfunden sein könnte (Abb. 6). Als Bos dann 1946 sein eigenes Buch zum Thema Stadtbau veröffentlichte, erschien auf dem Schutzumschlag eine idealisierte Version des alten Rotterdam der Renaissance mit der Laurenskirche als Wahrzeichen, und dazu wiederum die inhaltlich spiegelbildliche Verkehrung im Titel: *De stad der toekomst. De toekomst der stad*.¹⁶ Auch hier also stellt sich wieder die Frage, warum auf dem Umschlag eines Buchs über *Die Stadt von Morgen* ein Bild von der unwiederbringlichen Stadt von gestern gezeigt wird? Es ist diese Frage, die der Film mit seinen vorwärtsprechenden filmischen Grafiken und seiner architektonisch eher zurückhaltenden Grundeinstellung immer wieder herausfordert und an der sich die Begeisterung von Planern wie Hegemann und Bos entzündete. Damit wird er zu einem besonders authentischen Dokument seiner Zeit, gerade weil es der *Stadt von Morgen* immer wieder zu gelingen scheint, sich im Hier und Jetzt nicht festzulegen.

Ich hoffe, mein eigenes Reenactment des Dilemmas seiner Lesarten hat dieser ambivalenten Faszination des Films keinen Abbruch getan: Er ist ein Zeitzeugnis, das noch heute – und vielleicht gerade heute – zum Nachdenken und Dialog besonders einlädt.



Abb. 6: Ankündigung zur Filmvorführung von *Die Stadt von Morgen* in Rotterdam, 1936

Sehr geehrter Herr Professor! Der Kongress ist zu Ende und man kann jetzt etwas über die ganzen Dinge in Ruhe nachdenken. Tue ich das, so komme ich zu dem Ergebnis, über das wir uns ja bereits unterhalten haben, dass positive Leistungen auf sachlichem Gebiete bisher noch nicht erreicht worden sind und wohl auch nicht erreicht werden konnten, da sich die bisherige Organisation der Vorbereitung als unzureichend erwiesen hat. Das Fragebogensystem in der bisherigen Form und die Verarbeitung der nur sehr unzureichend eingegangenen Antworten konnte nicht zu wesentlich neuem führen, sodass es wohl notwendig erscheint, offen zuzugeben, dass die ablehnende Pressekritik berechtigt ist und dass wir uns etwas bessern müssen.¹

Ernst Mays Resümee des 2. Internationalen Kongresses für Neues Bauen, der vom 24. bis 26. Oktober 1929 in Frankfurt tagte, fiel ungewöhnlich selbstkritisch aus.

War die Tagung ein Misserfolg?

In dem hier zitierten Ausschnitt aus seinem Brief an den CIAM-Präsidenten Karl Moser – der Brief datiert vom 30. Oktober 1929, also nur vier Tage nach Abschluss der Tagung – benannte Ernst May einige Stichworte, die im Folgenden leicht abgewandelt und erweitert als Eckpfeiler für eine Nacherzählung der Ereignisse dienen sollen. Das Hauptaugenmerk liegt dabei auf dem Aspekt der Organisation und Vorbereitung, zudem wird kurz auf die Punkte Fragebogensystem und Pressekritik eingegangen. Ziel ist an dieser Stelle eine Rekonstruktion des 2. Internationalen Kongresses für Neues Bauen, soweit sich die diversen Ereignisse vor und während der Tagung anhand von Quellenmaterial belegen lassen.² Der Blick richtet sich hier also vorrangig auf den konkreten historischen Ablauf des CIAM II, und nicht auf den Diskurs, den dieser Kongress angestoßen hat.

1. Organisation der Vorbereitung

Am 26., 27. und 28. Juni 1928 traf sich im Schloss von La Sarraz eine Gruppe von Architekten, um über Fragen des zeitgenössischen und zukünftigen Bauens zu diskutieren. Initiatorin dieser Zusammenkunft war die Hausherrin und Gastgeberin, Madame Hélène de Mandrot, der es zuvor mit entschlossener Hartnäckigkeit gelungen war, Le Corbusier als treibende Kraft für die inhaltliche Konzeption zu gewinnen.³ Während dieser drei Tage wurde der Congrès International d'Architecture Moderne, kurz: CIAM, als Organisation ins Leben gerufen und mit einer Erklärung programmatisch konstituiert. Vermutlich gab es bereits auf La Sarraz den Vorschlag, die nächste Zusammenkunft in Frankfurt stattfinden zu lassen, der erste konzeptionelle Anstoß kam jedoch von der Schweizer Gruppe. Hans Schmidt und Sigfried Giedion entwarfen das erste Konzept für den Nachfolgekongress (wahrscheinlich zusammen mit Werner Moser und Rudolf Steiger) und legten es Ende Januar 1929 vor. Ihr Programmwurf zielte allgemein auf die „Überwindung der Widerstände“, die sich dem Neuen Bauen vor allem auf praktischer Ebene – also rechtlich, finanziell und organisatorisch – stellten.⁴

Bei einem ersten Vorbereitungstreffen am 2. Februar 1929 in Basel wurden von der Delegiertenversammlung des CIAM, dem sogenannten CIRPAC (Comité International pour la Réalisation du Problème Architectural Contemporain), die Themen der geplanten Vorträge bestimmt.⁵ Sie sollten sich verschiedenen Aspekten der „Sozialen Forderung und technischen Verwirklichung der Kleinwohnung“ – so lautete nun der gedachte Titel des Kongresses – widmen. Als Referenten legte man die Architekten Victor Bourgeois, Le Corbusier, Walter Gropius, Paul Artaria, Ernst May und mit Lucien Romier auch einen Historiker und Wirtschaftswissenschaftler fest. Als Tagungs-ort wurde Frankfurt bestimmt, da sich dort „Kongressfragen [...] am praktischen Fall“ erläutern

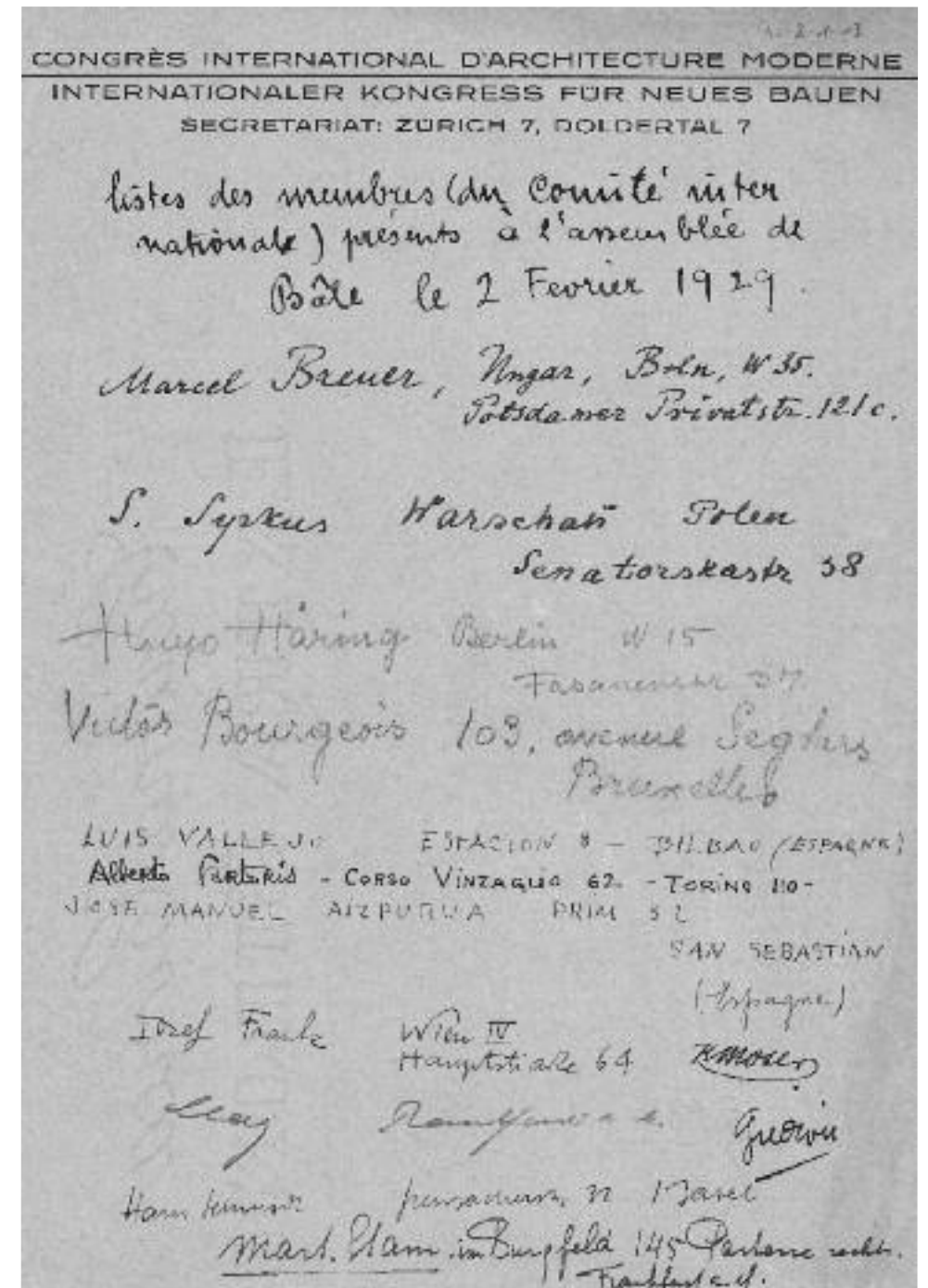


Abb. 1: Vorbereitungstreffen zu CIAM II am 2. Februar 1929 in Basel – Liste der Teilnehmer

bei den Fragebögen um offizielle Dokumente des CIAM handelte, hat man der grafischen Gestaltung hier nicht die sonst so typische Aufmerksamkeit gewidmet; die Fragebögen wurden lediglich maschinengeschrieben und per Durchschlag vervielfältigt. Zu den Fragebögen siehe auch Steinmann 1979 (wie Anm. 2), S. 42–45, dort auch auszugsweise Abdrucke der Fragepunkte.

²⁷ Karl Moser: Die Ziele der Internationalen Kongresse für Neues Bauen, Rede zum Schluss des Kongresses; gta Archiv, Inventarnummer 2-4-18 D (ohne Paginierung).

²⁸ Martin Wagner: „Minimalwohnungen“, in: Wohnungswirtschaft, 1930, Nr. 13, S. 247–250.

²⁹ So beispielsweise Gustav Lampmann (Berlin) in der Kölnischen Zeitung vom 31.10.1929, Nr. 598b.

³⁰ Gantners Bericht im Illustrierten Blatt (vom 2.11.1929, S. 1237) suggeriert durch eine geschickte Bildauswahl – neben einem Frankfurter Beispiel werden Kleinwohnungen aus Polen, Belgien und Schweden gezeigt – den gewünschten internationalen Charakter der Frankfurter Tagung.

³¹ Das Heft 11/1929 war ganz dem Thema „Die Wohnung für das Existenzminimum“ gewidmet und druckte neben den längeren Texten von Ernst May und Eugen Kaufmann auch zwei Aufsätze ab, in denen die Thematik aus medizinischer (bzw. hygienischer), biologischer und sozialer Sicht beleuchtet wird.

³² „Dieser Aufsatz stammt auf dem Jahre 1908. Wir widmen ihn dem II. Internationalen Kongress für neues Bauen, der heute in Frankfurt tagt. D. Red.“; Frankfurter Zeitung, Abendblatt, 24.10.1929, S. 1 und 2. Dem Abdruck ist ein Nachwort beigefügt, das in ausgesprochen ironischem Ton auf die Tatsache, dass es sich hier um die deutschsprachige Erstpublikation handelt, hinweist. Zu Ferdinand Kramer und Adolf Loos siehe Dietrich Worbs: Bauen für den Gebrauch: Wohnbauten, in: Ferdinand Kramer: Der Charme des Systematischen. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung, Gießen 1992, S. 48–58, hier v. a. S. 48. Die Angaben gehen überwiegend auf Selbstaussagen Kramers zurück.

³³ Der Südwestdeutsche Rundfunk widmete sich mehrfach dem Thema Neues Wohnen und bemühte sich offensichtlich auch um Verständigung und Aufklärung; so sendete er am 11. Oktober 1929 Vorträge von Adolf Behne („Die Wohnung, wie sie nicht sein soll“) und Ferdinand Kramer („Die Wohnung, wie sie sein soll“). Aufschlussreich dokumentiert auch der allgemeine Informationsteil der Rundfunkzeitschrift die Vermittlungsversuche des Neuen Frankfurt: Im Oktober 1929 wurden beispielsweise mehrere Führungen zur neuen Römerstadtschule durch den beteiligten Architekten Walter Schütte angekündigt (Südwestdeutsche Rundfunkzeitschrift Frankfurt, 1929, H. 40, S. 14).

REGINA GÖCKEDE, GABRIELE DIANA GRAWE

DAS GESCHLECHT DES NEUEN BAUENS – GENDERROLLEN UND GESCHLECHTLICHE KODIFIZIERUNG IM DISKURS DES CIAM II



Warum sollte in einer Publikation, die das zweite Zusammentreffen der Congrès Internationaux d'Architecture 1929 zum Gegenstand hat, über Geschlecht, Geschlechterrelationen oder Geschlechtsidentitäten nachgedacht werden? Sind die hier versammelten Beiträge doch primär mit moderner Architektur und Stadtplanung, mit ihren Protagonisten, Institutionen, Projekten und Bauten und eben ganz konkret mit dem CIAM II befasst. Hier wollen ja zuvorderst Ereignis- und Wirkungsgeschichten rekapituliert werden, und in diesem akademischen Rahmen scheint – auf den ersten Blick – wenig Raum für die Reflexion über die Rolle von Geschlecht und die geschlechtlichen Kodifizierungen innerhalb des CIAM-Diskurses.

Dass dies so ist, kann nicht wirklich überraschen, sondern gibt seinerseits einen Hinweis auf die tradierten Ausschlussprozeduren des Architekturdiskurses. Da die aktive Herstellung von Geschlechterhierarchien bis heute auf allen Ebenen der Architekturproduktion, -repräsentation und -rezeption anzutreffen ist, verspricht ein gendertheoretisch generierter Zugang neue Perspektiven auf den gemeinsamen Gegenstand zu eröffnen.

In den folgenden Ausführungen wird zunächst der aktuelle Forschungsstand an der Schnittstelle von Gender Studies und Architekturforschung mit besonderem Fokus auf die Congrès Internationaux d'Architecture Moderne kurz zusammengefasst, um anschließend mit Blick auf die Geschichte der Architekturmoderne einige theoretische und rezeptionskritische Grundfragen zu skizzieren. Den Hauptteil der Studie bilden ausgewählte Fallbeispiele, die mögliche Untersuchungsrichtungen einer gendertheoretisch geleiteten Erforschung des zweiten CIAM-Kongresses aufzeigen. Es geht also im Folgenden darum, die architekturhistoriografische Fachdebatte über den CIAM II mit aktuellen Positionen und Verfahren der Gender Studies zu konfrontieren.

Anstatt wie die Frauenforschung der 1960er Jahre bei der Diagnose und emanzipatorischen Kritik von sexistischen Marginalisierungs- und Diskriminierungsprozessen zu verharren, richten die interdisziplinären Gender Studies seit etwa Mitte der 1980er Jahre ihr Forschungsinteresse

besonders auf die historischen Bedingungen und diskursiven Mechanismen bei der Herstellung von asymmetrischen Geschlechterrelationen. Spätestens seit dem Erscheinen von Judith Butlers einflussreicher Studie *Gender Trouble* im Jahre 1990 wird besonders in den Gay-, Lesbian oder Queer Studies Geschlecht nicht länger als normative Kategorie natürlicher Innerlichkeit, sondern als kulturell konstruierte und gesellschaftlich institutionalisierte Bedeutung analysiert.

Ein dermaßen strukturell gefasstes Verständnis von Gender als Effekt kultureller Repräsentationen ist in den allermeisten Beiträgen auf dem Feld der Architekturgeschichtsschreibung nicht anzutreffen. Zwar kritisieren feministische Planungsforscherinnen und Architektursoziologinnen früh die zeitgenössische Praxis als Ausdruck patriarchaler Vergesellschaftung und werden urbane und architektonische Räume als Medien der Produktion und Reproduktion von Geschlechterverhältnissen gedeutet. Architekturhistoriografische oder architekturtheoretische Studien zur Herstellung und Konsolidierung von Geschlechterordnungen in den Diskursen, Projekten und Bauten der sogenannten klassischen Moderne oder aber des Neuen Bauens liegen bislang nur wenige vor. Jene mit dem Thema befassten Publikationen argumentieren in der Mehrzahl auf der Akteursebene und rekonstruieren in wertvoller Kleinarbeit Details zu Leben, Werk und Wirkung von Frauen als Planerinnen, Architektinnen, Innenarchitektinnen oder als Klientinnen¹ – so etwa *Die Neuen Kommen* von Ute Maasberg und Regina Prinz oder Kerstin Dörhöfers *Pionierinnen in der Architektur*.² Schon zuvor hatte Dörhöfer die moderne Architektur des Neuen Bauens mit Blick auf die Folgen für den weiblichen Alltag in den Blick genommen.³ Andere Autorinnen wie Inge Beer in *Architektur für den Alltag* befragen die Architektur der 1920er Jahre nach dem „frauenorientierten Anspruch“ der neuen Wohnanlagen.⁴

Das enorme Spektrum möglicher gendertheoretisch angeleiteter Untersuchungsrichtungen, so wie es etwa in der 2005 von Hilde Heynen und Gülsüm Baydar herausgegebenen Essay-Sammlung *Negotiating Domesticity: Spatial Productions of Gender in Modern Architecture* dargelegt wird, ist für das Neue Bauen aber nicht aufgegriffen worden.⁵ Darüber hinaus ist in der CIAM-Forschung die Kategorie Gender vollständig abwesend. Insofern stellt sich die Frage, wie sich anhand des Frankfurter Kongresses das Geschlecht des Neuen Bauens untersuchen ließe, oder aber weitergefragt, wie angesichts der beschriebenen Forschungssituation nicht nur die Rolle von Frauen auf dem Kongress von 1929, sondern auch die dortige Konstruktion und Repräsentation von Geschlechteridentitäten und Geschlechterrelationen beschrieben werden könnte. Obschon es also um mehr geht, als die Beiträge marginalisierter weiblicher Akteure zu rehabilitieren, ist die Abwesenheit beziehungsweise die bisher ausgebliebene Repräsentation von Architektinnen in der CIAM-Historiografie generell festzuhalten, erhielten doch zumindest nach 1945 einige Frauen einflussreiche Funktionen innerhalb der Organisation, allen voran Jacqueline Tyrwhitt und Helena Syrkus (Abb. 1). Letztgenannte konnte zwischen 1945 und 1954 immerhin das Amt der Vizepräsidentin bekleiden. Nach wie vor gilt auch für sie: „In der CIAM Forschung wurde ihre Funktion jedoch eher vernachlässigt und ihre Aktivitäten nur marginal in den Fußnoten erwähnt.“⁶ Obschon es angesichts der schwierigen Ausbildungs- und Karrierewege für Frauen und den geschlechtlich reglementierten Verdrängungsprozessen kaum überraschen kann, dass die nicht selten zu Dekorateurinnen und nachgestellten Assistentinnen degradierten Architektinnen in den von Männern dominierten CIAM eine deutliche Minderheit bilden, ist es dennoch bemerkenswert, dass die erhaltenen historischen Fotografien des Zusammentreffens aus dem Jahre 1929 keine weiblichen Delegierten oder Teilnehmerinnen zeigen. Ebenso werden keine Beiträge von Architektinnen in den späteren Veröffentlichungen genannt. Dagegen weiß man sehr wohl, dass etwa die Mitarbeiterin Ernst Mays im Frankfurter Hochbauamt, Grete

Abb. 1: Helena Syrkus an Bord der SS Patris II während des 4. CIAM-Kongresses im Juli 1933 im Kreise von Le Corbusier, A. Beauge, Hans Robert von der Mühl und Sigfried Giedion (von rechts nach links)

Abb. 2: Grete Schütte-Lihotzky im Jahre 1928 mit Mitarbeitern des Frankfurter Hochbauamtes

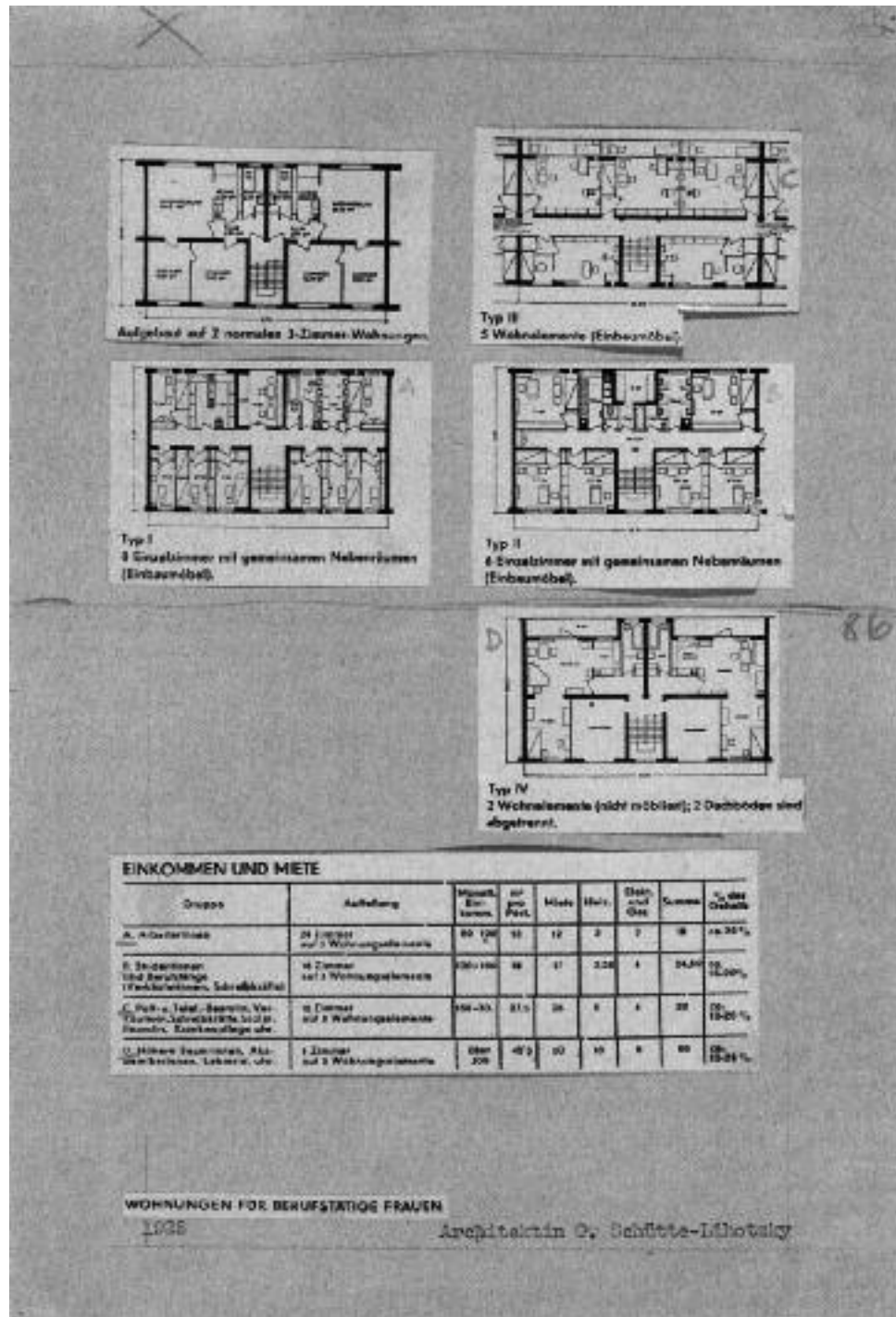


Abb. 5: Typenentwürfe von Grete Schütte-Lihotzky, 1927 (nicht ausgeführt)

Während alle anderen Vorträge, die auf dem Frankfurter Kongress gehalten wurden, gegenüber dem Vortragstext zwar verändert, aber ungekürzt erschienen, wurde auf Betreiben von Ernst May, der im Neuen Frankfurt den Flachbau, genauer die Flachbausiedlung, als beste Wohnform favorisierte, der Beitrag von Gropius nur in einer Zusammenfassung wiedergegeben, um seine Forderung nach Hochhäusern zu eliminieren. Erst in der dritten Auflage der *Wohnung für das Existenzminimum*, die 1933 in Stuttgart ohne Beteiligung des Städtischen Hochbauamts Frankfurt erschien, konnte der Text *Die soziologischen Grundlagen der Minimalwohnung* vollständig abgedruckt werden.²⁰ Die Auslassungen im Kongressband verkürzten die Ausführungen von Gropius auf die Sätze: „Die geistige und wirtschaftliche Verselbständigung der Frau fordert ferner die Entlastung der Familie von hauswirtschaftlicher Tätigkeit. Diese Erscheinung drängt auch aus Gründen der allgemeinen Ökonomie zum zentralisierten Großhaushalt.“²¹ Dadurch wurden Überlegungen zur wachsenden Selbstständigkeit der Frau aus dem Kontext gerissen und eine entscheidende geschlechtliche Kodifizierung in den Abhandlungen des Kongresses vernachlässigt. Denn die erklärte Absicht, Frauen und Männer von Hausarbeit zu entlasten, unterscheidet sich erheblich von der Anerkennung der Frau, die als alleinstehendes und berufstätiges Mitglied der Gesellschaft Anspruch auf einen angemessenen, wenn auch minimalen Wohnraum hat, der außerhalb von Ledigenheimen oder zu teuren Pensionen zu finden war. Ungeachtet der Tatsache, dass Gropius die gesellschaftsgeschichtliche Entwicklung und Stellung der Frau in seinem Vortrag idealisiert haben mag, legte er einen inhaltlichen Schwerpunkt auf die umfassende Vergesellschaftung der Wohnfunktion, die über Hauswirtschaftsrationalisierung hinausging.²²

Doch nicht nur der Kongress, sondern auch die ihn begleitende Ausstellung, die für eine breite Öffentlichkeit gedacht war, versäumte es, den nicht familiären Lebensformen einen angemessenen Platz einzuräumen, und berücksichtigte beinahe ausschließlich die Einzelfamilie.²³ Die ausgestellten Tafeln zeigten neben Grundrissen für Einfamilien-, Zweifamilien- und Mehrfamilienhäusern lediglich wenige Gemeinschaftshäuser, die Eugen Kaufmann, Leiter der Abteilungen Bauberatung und Typisierung Wohnungsbau am Frankfurter Hochbauamt, in seiner Besprechung der Ausstellung *Die Wohnung für das Existenzminimum* wie folgt erwähnt: Die Gemeinschaftshäuser tragen „bereits dem soziologischen Umbildungsprozeß Rechnung, der durch den Eintritt der Frau in das Wirtschaftsleben angebahnt“ sei, doch nennt er als „interessante Beispiele derartiger Anlagen“ lediglich „die Apartmenthotels Amerikas und Schwedens und die Sammelwohnhausanlagen Moskaus“.²⁴ Auch in seinem Einführungstext zur Ausstellung im Katalog des Baseler Gewerbemuseum von 1929 verweist Kaufmann bei nicht familiären Wohnungstypen nur auf die Hotelwohnungen in Amerika und Stockholm (Plan 202, 203 und 205), obgleich ihm innovativere Beispiele aus Frankfurt am Main mit der „Einliegerwohnung“ (Plan 52 von May und Kaufmann) oder der „Ein-Raum-Wohnung für eine erwerbstätige Frau“ (Plan 102 von Hermkes) zur Verfügung gestanden hätten. Damit wurde die Wohnung für das Existenzminimum als Heim der traditionellen Familie festgelegt.

Dass die Wohnungsnot alleinstehender Frauen und Männer, die Durchmischung der Bevölkerungsschichten und Familienstände in der Visualisierung von Kleinstwohnungen keine Berücksichtigung fanden, erstaunt, da Grete Schütte-Lihotzky am Frankfurter Hochbauamt mit ihren Kollegen an Lösungen eben dieser Wohnprobleme arbeitete. Mart Stam war der Leiter der Kommission für die Wanderausstellung der *Wohnung für das Existenzminimum*, obwohl laut ihrer offiziellen Funktion Schütte-Lihotzky neben Wohnbau und Küche mit Ausstellungen beziehungsweise Ausstellungsbeteiligungen des Hochbauamts Frankfurt betraut war. May hatte Schütte-Lihotzky aber nur mit der Vorbereitung des Kongresses der CIAM von städtischer Seite

CHRISTOPH MOHR

TYPISIERUNG IM WOHNUNGSBAU – DAS FRANKFURTER BEISPIEL

55

Der Congrès Préparatoire International d'Architecture Moderne im Juni 1928 in La Sarraz sollte laut seines ersten Arbeitsprogramms folgende Fragen beziehungsweise Themen behandeln:

1. Die moderne architektonische Ausdrucksform (*l'expression architecturale moderne*)
2. Standardisierung (*standardisation*)
3. Hygiene (*l'hygiène*)
4. Städtebau (*urbanisme*)
5. Hauswirtschaft und Schulerziehung (*exploitation domestique et l'éducation à l'école*)
6. Die Staaten und der Konflikt der architektonischen Moderne (*les gouvernements et le conflit architectural moderne*).¹

Das zweite, gedruckte Programm war entgegen der Einsprüche verschiedener Teilnehmer (Mart Stam, Hans Schmidt, Hannes Meyer, Rudolf Steiger, Werner Moser und Hugo Häring) von dem Versuch Le Corbusiers bestimmt, seine Theorie der neuen Architektur zur Grundlage der Arbeit des Kongresses zu machen.

Das erste Thema lautete nun: Die architektonische Konsequenz der modernen Techniken. Da neue strukturelle Hilfsmittel bereit stünden – Stahl und Beton –, resultierten daraus immense Freiheiten im Hinblick auf neue Elemente im Hausbau. Aus diesem Grunde sei man verpflichtet,

- a. die traditionellen Mittel der Architektur zu verlassen,
- b. die neuen Möglichkeiten der Architektur anzuwenden.

Diese neuen architektonischen Möglichkeiten, so führt das Programm weiter aus, eigneten sich zur Industrialisierung (durch Standardisierung), zur Reform des Hausgrundrisses, für die Anforderungen der modernen Hygiene, sie stellten die Grundlage eines architektonisch-strukturalen und ästhetisch neuen Systems dar und sie böten sich standardmäßig und wirksam an, Initiativen zu einem neuen Städtebau zu entwickeln.

Die Industrialisierung des Bauens durch Standardisierung war ein Kernstück der Fragestellungen und Diskussionen in La Sarraz.

Für die zweite Frage des Arbeitsprogrammes, den Punkt Standardisierung, wurden (von Le Corbusier) genaue Vorgaben gemacht:

1. Die Standardisierung existiert schon in kleinen Installationsteilen [*quincaillerie*] und im Format bestimmter Formsteine und Ziegel. Aber alle Bauhandwerker (Maurer, Zimmerleute, Schlosser, Dachdecker etc.) fahren fort, „Maßarbeit“ zu leisten, und zwar in jedem einzelnen Fall eine spezielle.
2. Der Hausbau vollzieht sich immer noch im Freien, abhängig von den Jahreszeiten und Witterungseinflüssen. Das Bauhandwerk ist weniger produktiv als andere Industrien (Arbeitslosigkeit im Winter).
3. Es bietet sich an, die Anzahl der am Bau beteiligten Gewerbe klein zu halten und auf eine Tätigkeit zuzuschneiden, die der Monteure. Ist dies erfolgt, bedeutet das, dass sich der Hausbau industrialisiert hat und die meisten Elemente des Gebäudes in der Fabrik hergestellt und dann für die Montage an den Ort transportiert werden. Das ist nun die Lösung des „Trockenbauhauses“ [*maison „à sec“*].
4. Prinzip: Es erscheint falsch, (aufgrund der Standardisierung) [nur] einen Haustyp zu fabrizieren. Das würde bedeuten, die Architektur im Entstehungsprozess zu töten. Man muss fabrikmäßig (durch Standardisierung) eine Wohneinheit [*cellule*] produzieren, das heißt ein vollständiges Element mit statischem System, dessen Maße so gewählt sind, dass brauchbare und variable Innendispositionen möglich werden.
5. Das herausragende mechanische Element des Hauses ist das Fenster. Bis heute ist das Fenster nur eine annähernde und umfangreiche Schreinerarbeit. Armierter Beton

Christoph Mohr beschreibt in diesem Sammelband, welche Herangehensweise die Frankfurter Stadtverwaltung in den 1920er Jahren entwickelte, um der Wohnungsnot zu begegnen. Ziel dieser Ausführungen wird es nun sein, die Leistungen des Neuen Frankfurt in den größeren Kontext einer Wohnungsbaupolitik der Weimarer Republik zu stellen, und zwar besonders in Hinblick auf die Standardgrundrisse, die von einigen Wohnungsbaugesellschaften in dieser Zeit entwickelt und ausgeführt wurden.

Im Folgenden soll gezeigt werden, dass das Thema des CIAM II – *Die Wohnung für das Existenzminimum* – einem Moment der Krise entspricht und dass diese Thematik in Wirklichkeit Teil einer zu der Zeit geführten Diskussion ist, in der es um die Frage der Wohnraumverteilung geht und die zeitgleich zu tiefer reichenden Entwicklungen der deutschen Gesellschaft verläuft.¹

1929 im Kontext der Wohnungsbaupolitik der Weimarer Republik

I. Wohnungsbaupolitik in der Weimarer Republik

Zunächst sei daran erinnert, dass die Weimarer Republik angesichts einer Wohnungsnot, die in ihrem Ausmaße ohne Vorläufer war und die das im Weltkrieg besiegte Deutschland mit aller Schärfe traf, zu radikalen Maßnahmen greift.² Nachdem das Recht auf Wohnung in die Verfassung aufgenommen wurde, beschließt die Regierung die Erhebung einer besonderen Steuer, die zur Finanzierung eines außergewöhnlich umfangreichen Wohnbauvorhabens dienen soll. Diese Steuer wird auf Mietabgaben erhoben, die die Besitzer einer aus der Vorkriegszeit stammenden Immobilie zahlen müssen. Nach 1924 erreicht die Zahl der Bauvorhaben, die dank dieser sogenannten Hauszinssteuer finanziert werden können, ihren größten Umfang – also genau in dem Moment, in dem sich der Geldmarkt stabilisiert, die Rentenmark eingeführt und damit eine Ära des Wohlstandes eingeläutet wird. Bis 1932, dem Jahr ihrer Aufhebung, erlaubt die Hauszinssteuer, ungeheure Summen freizustellen; weit mehr als die Hälfte dieses Steuerertrages wird für den Bau neuer Wohnungen verwendet. Die Zahl der neuen Wohnungen steigt von 100.000 jährlich auf 200.000 im Jahre 1926 und übersteigt die Zahl von 300.000 in den Jahren 1928, 1929 und 1930. Man schätzt den Anteil der neuen Wohnungen, die zwischen 1924 und 1930 dank öffentlicher Zuwendungen aus der Hauszinssteuer errichtet werden können, auf 75 bis 90 Prozent.

Bis 1932, also bis zu dem Moment, in dem die Wirtschaftskrise die Anzahl der begonnenen Bauprojekte radikal abfallen lässt, werden mehr als 80 Prozent der insgesamt 2,5 Millionen Wohnungen, die seit Ende des Krieges neu entstehen, vom Staat mitfinanziert.

Natürlich steht außer Frage, dass die Verwendung dieser Gelder in unkontrollierter Weise verläuft. Der Bau der finanziell subventionierten neuen Wohnungen wird allein von Vorschriften auf nationaler Ebene geregelt. In den ersten Nachkriegsjahren liegt die absolute Priorität auf den Einfamilienhäusern, im äußersten Falle sind auch Vierfamilienhäuser vorgesehen. 1921 sieht die erste Fassung der Vorgaben zur Verwendung einer Hauszinssteuer eine Grundfläche von 70 Quadratmeter pro Wohneinheit vor. Diese Grundfläche von 70 Quadratmeter bleibt bis Ende der 1920er Jahre die Norm. Darüber hinaus verlangen die Vorgaben zum subventionierten Wohnungsbau, dass dieser gesund, konstruktiv solide und mit einer funktional durchdachten Raumverteilung ausgeführt werden muss.

In Preußen unterstützt man die Verwendung erprobter Planungstypen und standardisierter Konstruktionsweisen.³ Bevorzugt werden dabei Einzel- oder Doppelhäuser mit eigenem Garten, vorzugsweise in einer Siedlung angelegt. Diese Vorrangstellung des Hauses als Wohnbautyp schwächt sich tendenziell in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre etwas ab, aber die Vorgaben zum Wohnkomfort bleiben hoch: Die Mehrzahl der Wohnungen, die in den ersten Jahren der Hauszinssteuer (1924–1927) entsteht, umfasst vier bis sechs Räume, hat eine Grundfläche von

Christine Mengin

1929: WELCHER STANDARDGRUNDRISS? UND FÜR WELCHE SOZIALE KLASSE?

Übersetzung aus dem Französischen von Helen Barr und Christian Freigang

In der Zeitschrift *Das Neue Frankfurt* formulierte May die Notwendigkeit zur Typisierung: Neben Nahrung und Kleidung ist die Wohnung das wichtigste materielle Bedürfnis des Menschen. Sie muß daher in großer Menge und bester Beschaffenheit erzeugt werden. Die Privatwirtschaft produziert solche Massenbedarfsartikel, indem sie unter beträchtlichem Aufwand an Kapital und Verstand Modelle fertigen lässt, diese Modelle möglichst vervollkommen und dann in Massen erzeugt. Auf die gleichen Methoden muß auch die Wohnungserzeugung zugeschnitten werden, die heute meist noch nach geradezu mittelalterlichen Herstellungsverfahren erfolgt. Die wichtigste Arbeit, die zu diesem Zweck zu leisten ist, besteht in der Schaffung planmäßig aufgestellter Grundrisse. Es wird nicht möglich sein, das Wohnungsbedürfnis der breiten Massen der Großstadtbevölkerung mit ein

oder zwei Typen zu befriedigen, berufliche Schichtung, Kinderzahl und andere Momente nötigen zur Aufstellung einer Serie solcher Typen."¹

Die Entwicklung von Typengrundrissen, wie Ernst May sie hier für die unterschiedlich großen Wohnungen in den Siedlungshäusern fordert, war eine Grundvoraussetzung, damit die Wirtschaftlichkeit der rationalen Bauproduktion und der Normen, auch innerhalb der Wohnungen, zu einer erfahrbaren Qualität werden konnte. Die Typisierungsabteilung war damit beschäftigt, durch Experimentieren mit typisierten Grundrissserien die Wohnraumflächen – bei optimaler Ausnutzung – zu reduzieren. Also auch hier ging Wirtschaftlichkeit über alles, allerdings als gestaltender Faktor vernünftiger Wohnraumaufteilungen. Grundrissgestaltung wurde, aus der Sicht der Avantgarde, zu einem Bestandteil von Lebensgestaltung. Rationalität hatte auch hier

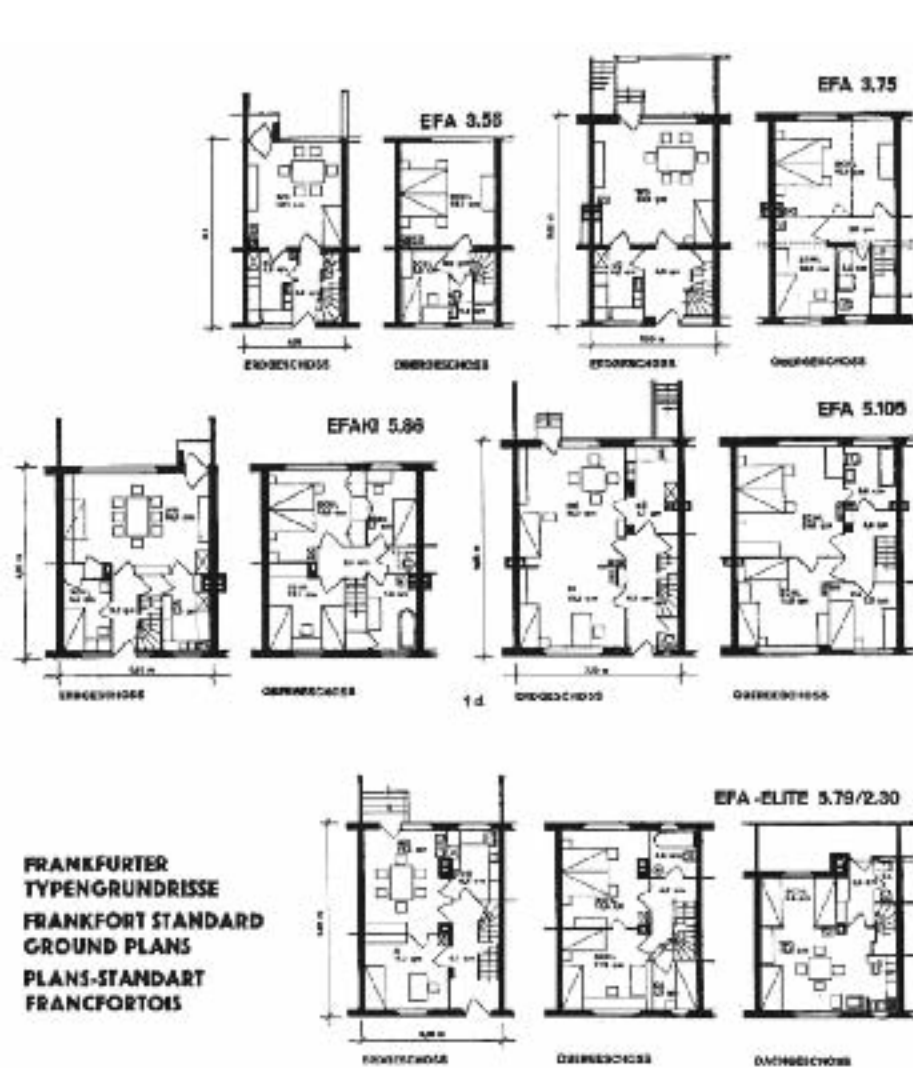
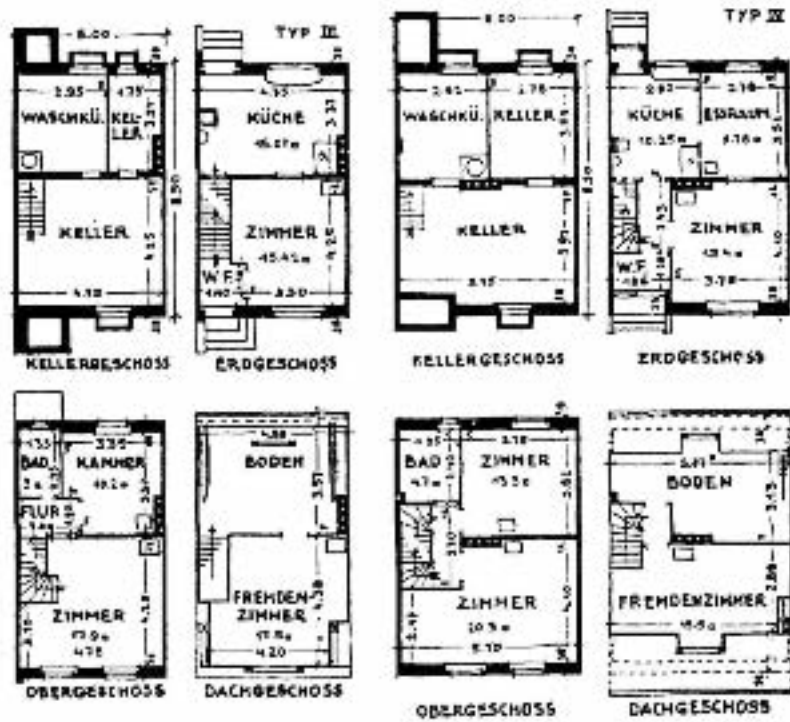


Abb. 3: Frankfurter Typengrundrisse



die Abbildung zeigt den Grundriss von Erdgeschoss und erstem Obergeschoss. Es lassen sich eine Reihe von typischen Charakteristika feststellen: ein Windfang, der in den Flur führt; von dort eine Verbindung in das Wohnzimmer, das – wie die Küche – zur Straßenseite hinausgeht. Ein weiterer Aufenthaltsraum, der von der Küche her zugänglich ist, befindet sich auf der Gartenseite des Hauses. Im Obergeschoss sind Elternschlafzimmer und Bad zur Straßenseite ausgerichtet, während zur Gartenseite hin zwei Kinderzimmer angeordnet sind, eines davon mit zwei Schlafstätten, das andere mit einem einzelnen Bett. Sichtbar ist auch die Vorrichtung einer Zentralheizung. Die Möbel sind genau eingezeichnet, was bedeutet, dass es sich hier um den Entwurf einer Vollausstattung handelt. Die Wohnfläche beträgt 88 Quadratmeter.⁶

Abbildung 2 zeigt ein anderes Beispiel – wiederum für ein Einfamilienhaus. Der Plan übernimmt sämtliche Elemente des vorher gezeigten Typus. Es handelt sich hier um Häuser mit einem Keller im Untergeschoss, einer Waschküche und einem Dachgeschoss mit Boden und der Möglichkeit, dort eine kleine Wohnkammer einzurichten. Wir haben es mit einem vielfach verwendeten Planungstyp zu tun, der Teil eines zahlenmäßig kleinen Spektrums von rationell durchdachten Grundtypen jener Baugesellschaften ist, von denen noch zu sprechen sein wird – der Gagfah und der Gehag.

Die gleichen Prinzipien, die sich an den Grundrissen von Reihenhäusern zeigen, werden von den Baugesellschaften auch für Wohnungen in Mehrgeschosswohnungen angewendet. In beiden Beispielen handelt es sich um die Ausarbeitung einer neuen Wohnungseinteilung beziehungsweise Verteilung des Wohnraums, die sich in mehrerer Hinsicht von bestehenden Typologien unterscheidet: von derjenigen für wohlhabende Bevölkerungsschichten ebenso wie



Abb. 2: Einfamilienhäuser der Gehag-Typen III und IV aus der Hufeisensiedlung, Berlin, 1930

Abb. 3: Kücheneinrichtung eines Gehag-Reihenhauses aus der Waldsiedlung Onkel Toms Hütte, Berlin-Zehlendorf; Architekt: Bruno Taut, 1930 (Foto: Arthur Köster)

Abb. 4: Wohnzimmerinrichtung eines Gehag-Reihenhauses aus derselben Siedlung, 1930 (Foto: Arthur Köster)

Abb. 5: Schlafzimmer eines Gagfah-Hauses, um 1930

„Die ‚INTERNATIONALE ARCHITEKTUR‘ ist ein Bilderbuch moderner Baukunst.“ So lautete der erste Satz im ersten der 14 zwischen 1925 und 1931 erschienenen Bauhausbücher. Und der Verfasser, Walter Gropius, erläuterte hierzu: „Um einem breiteren Laienpublikum zu dienen, beschränkte sich der Herausgeber im wesentlichen auf Abbilder äußerer Bauerscheinungen. Typische Grundrisse und Innenräume werden in einem weiteren Band folgen.“¹

Doch nicht nur darauf – auf typische Grundrisse und Innenräume – verzichtete der Herausgeber, sondern ebenso auf eine textliche Begleitung der Bilder. Abgesehen von der von Gropius verfassten vierseitigen Einführung und von den knappen Bildlegenden, erschienen die über 90 abgebildeten Bauwerke kommentarlos. Zweifellos zeugte Gropius' mediale Strategie von einer begeisterten Bildfreudigkeit.

Dass das Neue Bauen generell gegenüber der fotografischen Wiedergabe von Architektur und natürlich auch gegenüber bildlichen Darstellungen, die über die „Abbilder äußerer Bauerscheinungen“ hinausgingen, keine Vorbehalte hatte, vielmehr der Überzeugungskraft des Bildes voll vertraute und vielfach sowohl auf dessen affektive Wirkung als auch auf dessen Funktion als Transmissionsriemen der Inhalte des Neuen Bauens setzte, bestätigt sich nicht allein durch die höchst erfolgreiche Karriere der Gattung ‚Bilderbuch‘ (mit mehr oder weniger ausführlicher verbaler Erörterung)² während der gesamten Hochphase des Neuen Bauens, sondern auch durch eine Fülle bildreicher Publikationen in einer Reihe anderer eigener oder befreundeter Medien – Zeitschriften und Periodika. Dokumentaraufnahmen begleitet von Zeichnungen jeder Art, Bilderketten einzelner Bauwerke, Bildgegenüberstellungen, Bildmanipulationen durch Überblen-

SOKRATIS GEORGIADIS

CHIFFREN VON WISSENSCHAFTLICHKEIT – CIAM-BILDDISKURS

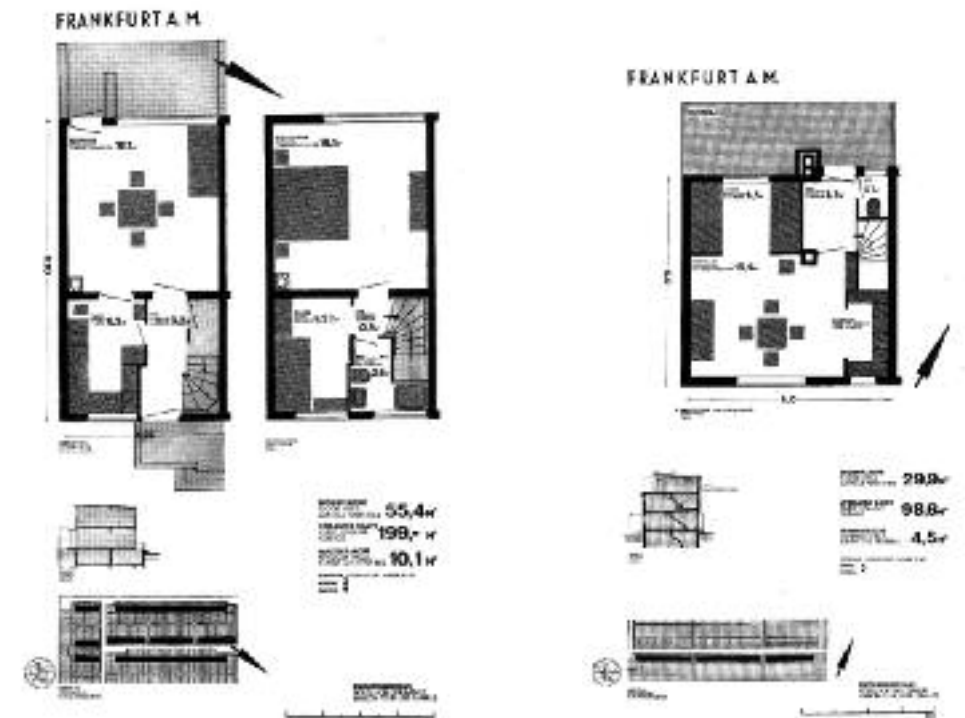


Abb. 1: Beispiel für ein Einfamilienhaus, Frankfurter Entwurf – Tafel 11 der Ausstellung zu CIAM II

Abb. 2: Beispiel für ein Zweifamilienhaus mit Einliegerwohnung, Frankfurter Entwurf – Tafel 52 der Ausstellung zu CIAM II

- ¹ Walter Gropius: Internationale Architektur (= Bauhausbücher 1), München 1925, S. 5.
- ² Gropius' Buch *Internationale Architektur* folgte 1926 *Der moderne Zweckbau* Adolf Behnes, Ludwig Hilberseimers zweiter Band der bei Julius Hoffmann herausgegebenen Baubücher mit dem Titel *Internationale Neue Baukunst* im Jahre 1927, Gustav Adolf Platz' *Die Baukunst der neuesten Zeit* im selben Jahr als letzter Band der *Propyläen Kunstgeschichte*, Walter Müller-Wulckows dreibändige *Deutsche Baukunst der Gegenwart* in der Reihe der *Blauen Bücher* im Jahre 1928, die vom Schriftleiter der Zeitschrift *Das Neue Frankfurt*, Josef Gantner, herausgegebene Reihe *Neues Bauen in der Welt* mit den jeweils von El Lissitzky, Roger Ginzburger und Richard Neutra verfassten Bänden über Russland, Frankreich und Amerika im Jahre 1929 usw.
- ³ Sigfried Giedion: *Bauen in Frankreich, Bauen in Eisen, Bauen in Eisenbeton*, Leipzig, Berlin 1928. Vgl.: Sokratis Georgiadis: Nachwort zum Reprint des Buches, Berlin 2000.
- ⁴ Hartmut Rosa: *Beschleunigung – Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*, Frankfurt/Main 2005, S. 11.
- ⁵ Martin Steinmann (Hg.): *CIAM. Internationale Kongresse für Neues Bauen / Congrès Internationaux d'Architecture Moderne. Dokumente 1928–1939*, Basel, Stuttgart 1979, S. 6.
- ⁶ Vgl.: Steinmann 1979 (wie Anm. 5), S. 26; Eric Paul Mumford: *The CIAM Discourse on Urbanism, 1928–1960*, Cambridge Mass., London 2000, S. 24 (Abb. 1.7).
- ⁷ Steinmann 1979 (wie Anm. 5), S. 36.
- ⁸ Heinz Hirdina (Hg.): *Neues Bauen – Neues Gestalten. Das Neue Frankfurt/die neue Stadt – Eine Zeitschrift zwischen 1926 und 1933*, Dresden 1991, S. 225–228, hier S. 226.
- ⁹ Adolf Loos: *Von der Sparsamkeit (1924)*, in: Ders.: *Die Potemkinsche Stadt*, Wien 1983, S. 204–216, hier S. 211.
- ¹⁰ Adolf Loos: *Architektur (1909)*, in: Ders.: *Trotzdem*, Wien 1988, S. 90–104, hier S. 96.
- ¹¹ Loos 1909/1988 (wie Anm. 10), S. 94.
- ¹² Loos 1924/1983 (wie Anm. 9), S. 209.
- ¹³ Joseph Frank: *Vom neuen Stil*, in: *Die Baukunst*, 3 Jg., 1927, S. 234–249.
- ¹⁴ Peter Galison: „Simulation, Imagery and the Iconoclasm“ (12.07.2002): <http://netzspannung.org/tele-lectures/series/iconoclasm/#Galison> [Abruf: 14.05.2010].
- ¹⁵ Es ist in diesem Zusammenhang sicher nicht ohne Bedeutung, dass eines der prominentesten Mitglieder des Wiener Kreises, der Soziologe und Philosoph Otto Neurath – übrigens ein willkommener Gast im Bauhaus während der Hannes-Meyer-Ära – in den Vorbereitungen zum IV. CIAM-Kongress von 1933 mitwirkte, u. a. bei der Formulierung einer allgemeingültigen visuellen Sprache, eines urbanistischen ABC, auf dessen Grundlage ein vergleichender städtebaulicher Diskurs ermöglicht und entfaltet werden sollte (vgl.: Nader Vossoughian: *Design Issues*, Bd. 22, 2006, H. 3, S. 48–66). Neurath hielt dann auf dem Kongress selbst eine Rede zu diesem Thema (*Annales Techniques [Organ officiel de la Chambre Technique de Grèce]*, Biv/15 Octobre–15 Novembre 1933; N° 44, 45, 46, S. 1153).
- ¹⁶ Walter Gropius: *Architektur, Wege zu einer optischen Kultur*, Frankfurt/Main 1956, S. 82.
- ¹⁷ Sigfried Giedion: *Walter Gropius: Mensch und Werk*, Stuttgart 1954, S. 18.
- ¹⁸ Giorgio Ciucci: *The Invention of the Modern Movement (Oppositions 24/1981)*, in: K. Michael Hays (Hg.): *Oppositions Reader*, New York 1998, S. 552–575.
- ¹⁹ Auke van der Woud: *CIAM*, in: *Het Nieuwe Bouwen International, CIAM – Housing – Town Planning*. Ausst.-Kat. Rijksmuseum Kröller-Müller, Otterlo, Delft 1983, S. 54–109, hier S. 105.
- ²⁰ Mumford 2000 (wie Anm. 6).
- ²¹ Steinmann 1979 (wie Anm. 6), S. 64f.
- ²² Walter Curt Behrendt: *Der Sieg des neuen Baustils*, Stuttgart 1927.
- ²³ Vgl. etwa die Losung der ABC-Beiträge zum Bauen: „ABC kämpft gegen das bürgerliche Zeitalter“ (ABC, 1927/28, H. 4, S. 12).

CHRISTIAN FREIGANG

DEUTSCHE TECHNIKDISKURSE IM KONTEXT VON CIAM II

Laut einer Studie der UN-Organisation Habitat lebte 2007 erstmals jeder zweite Mensch in der heutigen Welt in städtischen Siedlungen, ungefähr ein Drittel davon in Slums (Abb. 1). Die Hälfte der Weltbevölkerung besteht zurzeit aus etwa 3,4 Milliarden Menschen oder – räumlich gedacht und bezogen auf einen Fünfpersonenhaushalt – circa 680 Millionen Wohnungen. Um jedem Menschen einen lebenswerten Wohnraum zu bieten, müsste mindestens ein Drittel davon, also circa 226 Millionen, sofort gebaut werden. In Deutschland werden zurzeit pro Jahr im Durchschnitt 250.000 Wohnungen neu erstellt, also gerade einmal ungefähr ein Tausendstel des Bedarfes. Und jeden Tag kommen auf der Erde circa 216.000 neue Menschen hinzu. Das sind Zahlen und Statistiken, die einen schwindeln lassen. Der soziale Zündstoff, der hier schlummert, wird aus meiner Sicht noch unterschätzt. Nicht mehr nur Megacities, sondern sogenannte Metacities – Städte mit über 20 Millionen Menschen – wird es in wenigen Jahren geben. Wer aber meint, dass sich diese Fragen in einem schrumpfenden Europa nicht stellen, irrt, denn selbst das beschauliche Deutschland hat mit seinen Städtekonglomeraten wie zum Beispiel dem Rhein-Ruhr-Gebiet das Potenzial zu diesen Megastrukturen. Die Rhein-Ruhr-Region mit circa 11 Millionen Einwohnern steht immerhin an 26. Stelle der globalen Stadträume, würde man sie nicht als Konglomerat, sondern als Stadt begreifen, stünde sie sogar an 15. Stelle (Abb. 2).



Abb. 1: Slum in Mumbai

Abb. 2: Skyline von Frankfurt am Main

Vor diesem globalen Zahlenhintergrund ist jede Bemühung, die baubare und lebenswerte Wohnungen schafft, angemessen. Gerade in Europa haben wir aufgrund der historischen Erfahrungen die Chance, Modelle zu entwickeln, die langfristig Wohnraum schaffen. 1929 wurde zwar noch nicht der Begriff der Globalität verwendet, aber für die damaligen im CIAM organisierten Architekten war im dichter werdenden Europa die Aufgabe, räumlich qualitativ hochwertige, aber auch wirtschaftliche Wohnungen im städtischen Raum zu schaffen, über die regionalen Bedürfnissen hinaus längst zu einer internationalen Fragestellung geworden.

Werkbundsiedlung München: Anlass und Wettbewerb

Der Diskurs der gestaltenden Berufsgruppen und ihrer Beteiligten spiegelte sich in dem von Kurt Schwitters zum Werkbundtag 1928 in München geprägten Motto wider: „Werkbund heißt Diskussion“ – und fast 80 Jahre später entstand dann beim Werkbund Bayern aus Anlass des 100-jährigen Jubiläums des Bundes die Idee, diese Diskussion anhand eines konkreten Projektes wiederzubeleben und Gestaltung, Ökonomie und die dabei handelnden Personen zusammenzuführen.

Im Gegensatz zu den früheren Werkbundsiedlungen 1927 in Stuttgart, der sogenannten Weißenhofsiedlung, oder auch 1929 in Breslau war es diesmal keine Siedlung auf dem freien Feld, und es wurden auch nicht nur Wohnungen oder Häuser für das Existenzminimum gebaut, sondern entsprechend den geänderten gesellschaftlichen Bedingungen sollte eine teilbebaute innerstädtische militärisch genutzte Fläche konvertiert und das Wohnen in die Stadt integriert werden, sodass eine stärkere soziale und ökologische Vernetzung stattfinden könnte.

Fast 100 Jahre nach der Gründung des Werkbundes und 80 Jahre nach der Stuttgarter Weißenhofsiedlung wurde erneut ein siedlungspolitischer Aufbruch initiiert. Der Werkbund Bayern mit fast allen Mitgliedern unter dem Vorsitz von Hannes Rössler erarbeitete daher zusammen mit der Stadt München und acht möglichen Bauherren – öffentlichen und privaten – die Auslobung eines städtebaulichen Wettbewerbs, bei dem die Stadt das Grundstück, die Bauherren die Investitionen und der Werkbund seine Gestaltkompetenz einbrachten.

Für den Wettbewerb, der Mitte des Jahres 2005 international ausgelobt worden war, wurden aus über 400 Bewerbungen 36 Teams ausgewählt, aus denen dann die späteren 12 Preisträger ermittelt wurden. Dabei wurde zwischen städtebaulichen und hochbaulichen Preisen unterschieden.

Aufbauend auf den Raumerfahrungen der letzten Jahre stellten sich der bayerische Werkbund und – nach der Auswahl zum Wettbewerb – mit ihm auch wir uns dann die Frage, wie sich das neue Jahrhundert architektonisch entwickeln wird. Wir haben ein Jahrhundert der Werkgerechtigkeit und Schnörkellosigkeit kennengelernt, das in einem minimalistischen Ästhetizismus gipfelt, den sich in seiner ganzen Perfektion nur ein Teil der Gesellschaft erlauben kann – und erleben gerade die Kehrtwendung zur romantischen Verklärung der Geschichte und des Ornaments. Nach diesen Zwischenschritten müssen wir erneut experimentelle Lösungen suchen. Wir werden neue Fragen nach dem Umgang mit Material und nach dem Umgang mit Raum stellen müssen. Die innovativen Materialien und Baustoffe, die geänderten Kriterien der Energieeffizienz und der ökonomischen Grundlagen haben zum Teil nicht immer geglückte neue Formen und ansprechende Gestaltung hervorgebracht. Auch die massenhafte Nutzung funktionaler Formen, der Verlust der Proportion durch missverständliche formale Wiederholung und Reduzierungen ohne gestaltende Kraft werden zum Überdenken vorhandener Lösungen führen. Die Globalisierung und die geänderten Lebensweisen bringen neue räumliche Modelle, die wir verarbeiten müssen, aber auch nutzen können.

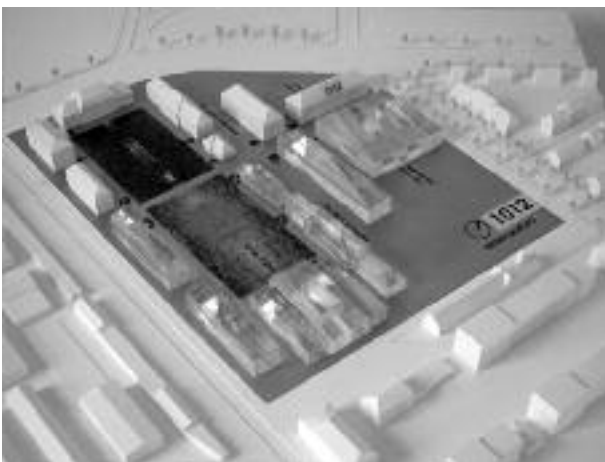
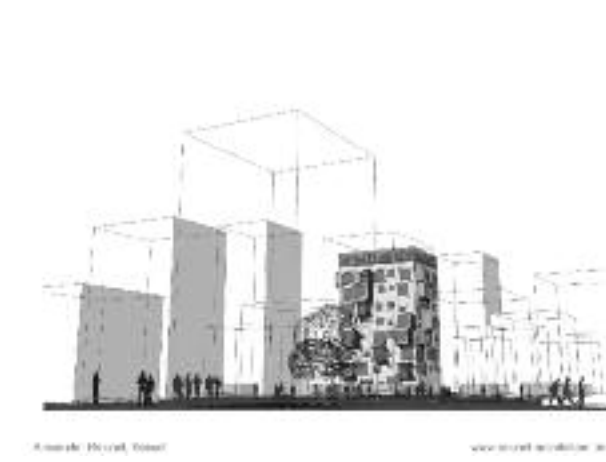


Abb. 8: Städtebaumodell für München-Wiesefeld von Meck Architekten, München

Abb. 9: Städtebaumodell für München-Wiesefeld von Fink + Jocher, München

Abb. 10: Städtebaumodell für München-Wiesefeld von Francis Soler, Paris



Alexander Reichel, Kassel

www.reichel-architekten.de

Abb. 11: Städtebaumodell für München-Wiesefeld von Florian Krieger, Darmstadt

Abb. 12: Städtebaumodell für München-Wiesefeld von Alexander Reichel, Kassel

Abb. 13: Testentwurf für München-Wiesefeld von Alexander Reichel, Kassel

Dabei ging es uns nicht um eine fortwährende Flexibilität oder Veränderungsmöglichkeit, sondern um die Chance, zu Beginn eines Planungsprozesses den Grundriss und die Fassade als Baukorpus individualisieren zu können. Der konstruktive Rahmen, die erstmalig mit Glasfaserbeton ummantelt hergestellte Skelettkonstruktion, bietet – analog zu der maßstäblichen historischen Fachwerkbauweise – einen strukturellen Rahmen für die Vielfalt des architektonischen Ausdrucks.

Planungsprozess der Werkbundsiedlung

Die anfangs zitierte Diskussion der Beteiligten untereinander wurde bei dem Münchener Planungsprozess ernst genommen. Bauherren, Behörden und Architekten waren nach dem Wettbewerb sich nicht gegenseitig ausgeliefert, sondern der Werkbund moderierte den Austausch und steuerte aktiv mithilfe eines renommierten Gestaltungs- und Projektbeirates die Abläufe. Dieses Instrument sicherte die gestalterische Qualität, gerade auch bei den immer komplexer werdenden Anforderungen. Und während der sogenannten Werkbundtage, eine über zwei Jahre laufende Veranstaltungsreihe mit spezifischen Einzelthemen, konnten sich immer wieder alle Beteiligten auf fachlicher Ebene diskursiv einbringen. Ergänzt wurden diese durch eine mittlerweile siebenbändige Reihe an Werkbundbroschüren, die die Ergebnisse und Diskussionsbeiträge festhalten. Auch hier ist wieder eine Parallele zu den CIAM-Kongressen. Mithilfe der Publikationen soll die Akzeptanz bei den ‚Nichtdabeigewesenen‘ erreicht werden.

Innerhalb der Testphase und darauf folgend überarbeitete das Büro Sakamoto (zusammen mit dem Büro Stender / Söldner, München) das städtebauliche Konzept, um es deutschen Normen und deutschem Baurecht anzupassen (hier betrachteter Stand: 25.05.2007). Unter anderem mussten wir alle bereits in den Testentwürfen den Nachweis erbringen, dass gemäß der deutschen Norm DIN 5804 am 17. Januar in jeden Erdgeschossraum mindestens eine Stunde die Sonne hereinscheint. Dies zeigt, welche Gründlichkeit den Planungsständen bereits abverlangt wurde. Durch die verschiedenen Anpassungen wurden die Gebäude in ihrer Form kräftiger, um ein besseres, wirtschaftlicheres Ausbauverhältnis der Bruttogeschossfläche zur Wohnfläche zu erreichen, das dann mit dem Quotienten von 0,68 bis 0,72 (als Vorgabe galt 0,75 bis 77) noch im Rahmen lag. Ebenso wurde der Nachweis ausreichender Abstandsflächen und ihrer Erschließung, sowie der Stellplätze, Nebenanlagen und Freiflächen erbracht. Die Geschossflächenzahl (GFZ) lag bei der letzten Überarbeitung bei 1,4 und die Grundflächenzahl (GRZ) bei 0,8 (bezogen auf Über- und Unterbauung). Die Anzahl der Häuser sank allerdings von anfänglich 41 auf jetzt 24, die Grundfläche des einzelnen Baukörpers hatte zugenommen. Das bedeutet, das Konzept der Punkthäuser zeigte sich flexibel, fast bis zur Selbstaufgabe (Abb. 16). Die Anzahl und Mischung der Wohnungen – frei finanziert und gefördert, das heißt immer noch in etwa Hälfte-Hälfte – konnten ebenso nachgewiesen werden wie die Möglichkeit, den energetischen Standard zu erhöhen. Fachleute und Berater bestätigten die Erkenntnisse, und selbst das A/V-Verhältnis, also das Verhältnis von Außenfläche zu gebauten Volumen, lag im Durchschnittsbereich zwischen 0,3 bis 0,4. So steht im energetischen Gutachten des Ingenieurbüros Hausladen: „[Energetisch] Vorteilhaft an dem punktförmigen Gebäudegrundriss der Werkbundsiedlung ist, dass die Raumtiefen geringer sind und ein Großteil der Räume, das heißt auch Bäder und Küchen an der Außenfassade angeordnet werden können. Auch die Balkone können nach verschiedenen Himmelsrichtungen orientiert werden. Dies führt zu lichtdurchfluteten Wohnungen mit einer hohen Wohnqualität“ [...] (Abb. 17).

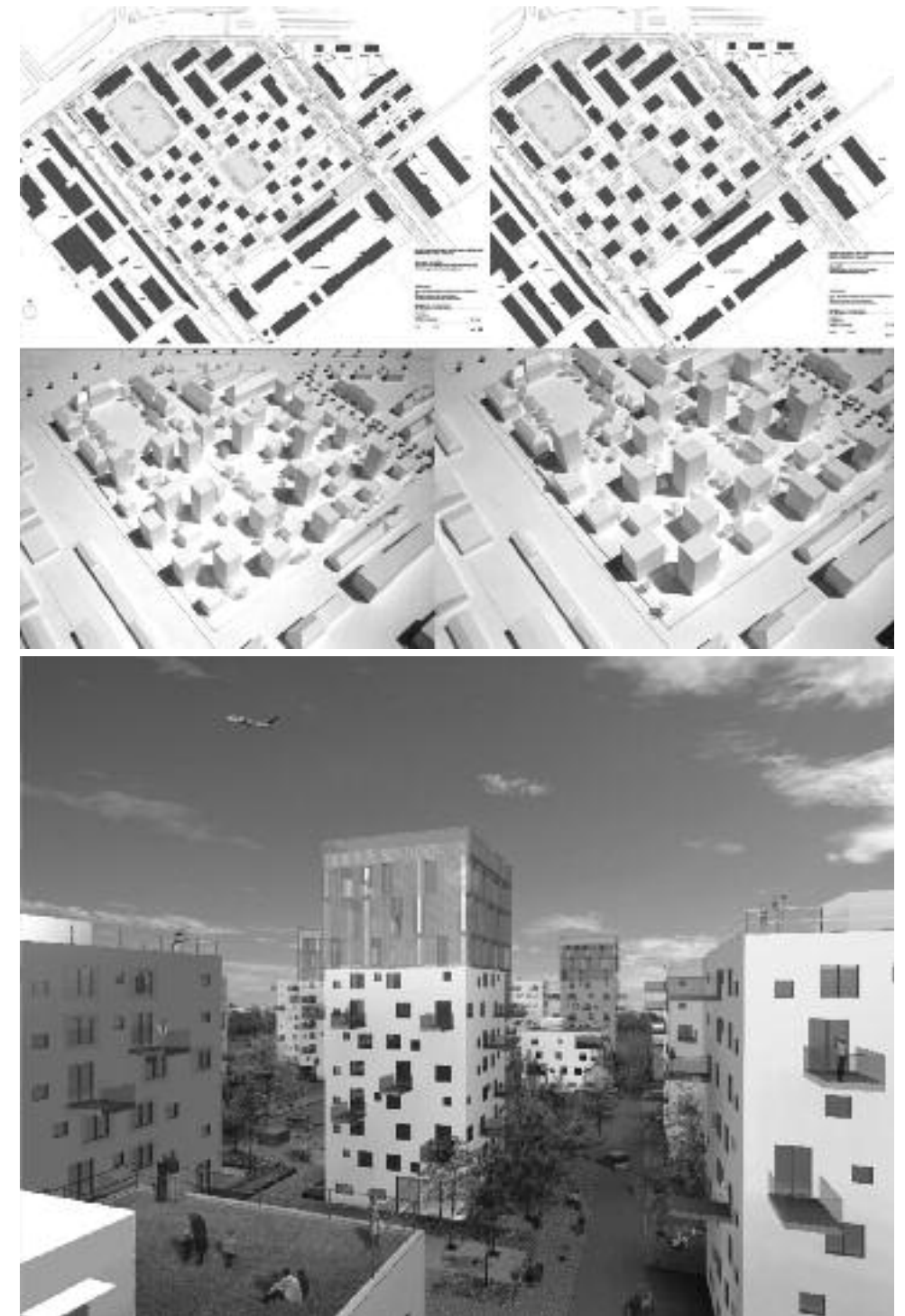


Abb. 16: Lageplanvergleich für München-Wiesefeld: Wettbewerb und Stadtratsvorlage

Abb. 17: Perspektive Neue Werkbundsiedlung München-Wiesefeld

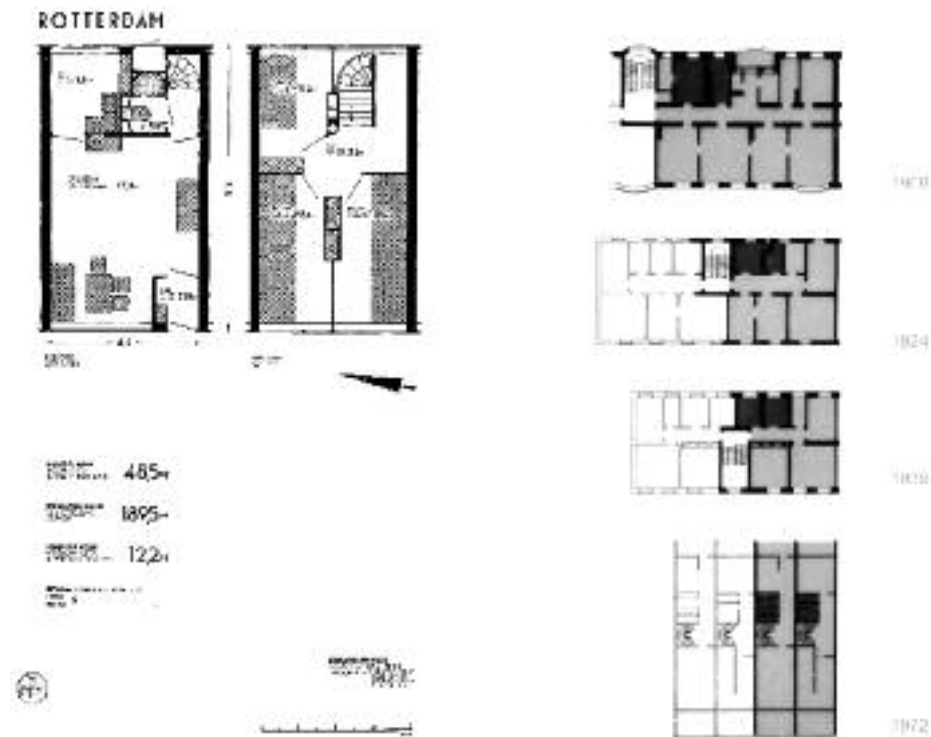


Abb. 2 oben links: Grundriss J. J. Oud, Entwurf für ein Einfamilienhaus mit 48,5 Quadratmetern Grundfläche

Abb. 3 oben rechts: Grundrisse von Wohnungen in München zwischen 1908 und 1972

Abb. 4 unten: George Grosz, Straßenbild (1919)

Wohnungen zu entwerfen. Die genauen Angaben der Wohnflächen, des umbauten Raums und der (teuren) Fensterflächen in jedem der 100 Grundrisse sollten die unmittelbare Abhängigkeit des Wohnwertes von den Baukosten zeigen. Nicht eine schön gestaltete oder aufregende Fassade war die große Herausforderung, sondern der Grundriss einer Wohnung! Der große Nachteil der funktional gestalteten Wohnungen war die geringe Anpassungsmöglichkeit an wechselnde Lebensstile und -formen. Demografische Veränderungen beispielweise konnten hier nicht eingebracht werden. Die Wohnung wurde wie ein Maßanzug geschneidert. Wie jeder weiß, auch der beste Maßanzug passt nicht bis zum Lebensende. Hier, im ‚elastischen‘ Maßanzug, liegt eine der großen Herausforderung für den Wohnungsbau: Grundrisse, die sich den veränderten Bedingungen des Menschen, der Gesellschaft und des Naturraums leicht anpassen lassen und damit auch über den Grundriss einen wesentlichen Beitrag zur Nachhaltigkeit leisten. In der geplanten Werkbundsiedlung Wiesenfeld, München (2006), wurde das Potenzial der Grundrissveränderungen vom Büro Fink + Jocher, München, exemplarisch dargestellt (Abb. 7–13). Die künftigen Veränderungen und erforderlichen Anpassungsleistungen habe ich an anderer Stelle ausführlicher beschrieben; hier sollen sie nur gekürzt und überarbeitet dargestellt werden.

Mensch und Gesellschaft

Sieben Milliarden Menschen wohnen bald auf dieser Erde, die Bevölkerung hat sich innerhalb von 50 Jahren mehr als verdoppelt, innerhalb von 100 Jahren nahezu vervierfacht! Heute wohnt die Mehrzahl der Weltbevölkerung in Städten – häufig in Elendsvierteln. Der ungeheure Zustrom in die Städte lässt diese unkontrolliert explodieren, und wir wissen mit diesem ‚Sprengstoff‘ nicht umzugehen. Uns fehlen aus der Geschichte die Erfahrung und die Instrumente (auch für unseren bedrohten Wohlstand), dem Wachstum der Slums in den Megacities wirksam zu begegnen. Während die Bevölkerung der Welt insgesamt wächst, stagnieren die Zahlen im alten Europa.

Alterung

Der derzeitige Bevölkerungsrückgang in Deutschland ist verbunden mit einer anteilig deutlichen Zunahme älterer Menschen. Wir haben in der Bundesrepublik Deutschland bereits einen demografischen Wendepunkt überschritten: Die Anzahl der jungen Personen (bis 20 Jahre) ist geringer als die Anzahl älterer Personen (über 60 Jahre). Auf die Bedürfnisse dieser zweiten Gruppe ist noch stärker einzugehen, Barrierefreiheit ist nicht als Ausnahme, sondern als Norm auf allen Ebenen zu fordern. Sie sollte bald zur Selbstverständlichkeit werden, wengleich ich mir zur schnelleren allgemeinverbindlichen Durchsetzung eine barrierearme Version ‚light‘ wünschen würde, die auch in der neuen DIN 18040 nicht vorgesehen ist. Auch in diesem Segment werden sich neue Wohnformen etablieren: kleine Wohngemeinschaften von älteren Personen und Pflegegemeinschaften.

Lebensstil

Das über lange Zeit konstante Lebensziel 2/3/4 (2 Kinder, 3 Zimmer, 4 Räder) gehört der Vergangenheit an. Neue Lebensstile und Haushaltstypen entstehen. Die Normfamilie gehört inzwischen unter den Nachfragern auf dem Wohnmarkt zu den Minderheiten. In vielen Großstädten besteht mehr als die Hälfte aller Haushalte aus oftmals finanzstarken Singles. Zu dieser neuen Mehrheit gehöre ich auch selbst, als ein „living apart together“-Single in Stuttgart.

Migranten

Dem Rückgang der Gesamtbevölkerung steht die Zunahme von Migranten gegenüber. In vielen Großstädten, besonders in Frankfurt, München oder Stuttgart steigt die Bevölkerung mit



Abb. 14 – 17: Wohnüberbauung *Balance*, Fällanden, Schweiz, 2002–2003; Haerle Hubacher, Architekten BSA

sind 21 Millionen Euro jährlich. Hinzu kommen die Einnahmen aus der Fehlbelegungsabgabe, Landesmittel zur Wohnungsbauförderung und Mittel für den Erwerb von befristeten Belegrechten. Damit ist die Grundfinanzierung des Programms gewährleistet. Zusätzliche Haushaltsmittel werden benötigt für aufwendige Ordnungsmaßnahmen und für den Erwerb dauerhafter Belegrechte. Der Mittelbedarf wird auf 13 Millionen Euro pro Jahr geschätzt und soll im Haushalt 2010/11 veranschlagt werden.

Das Wohnungsbauprogramm 2009–2013 im Lichte der Siedlungen des Neuen Frankfurt der 1920er Jahre

Die Siedlungen des Neuen Frankfurt der 1920er Jahre auf ihre Bedeutung für die aktuellen Fragen des Wohnungsbaus heute abzuklopfen ist heikel. Gut acht Jahre nach dem Ersten Weltkrieg herrschten gänzlich andere soziale und ökonomische Verhältnisse, und die Kriegsfolgen hatten zu einer heute kaum mehr vorstellbaren Armut und Wohnungsnot in weiten Kreisen der Bevölkerung geführt. Unmittelbare Vergleiche und Folgerungen verbieten sich daher von selbst.⁴ Es soll auch nicht an die bundesweit laufende, heftig umstrittene Rekonstruktionsdebatte angeknüpft werden – etwa in dem Sinne, dass einem (wohl längst bestehenden) eigenen Retrotrend der klassische Moderne das Wort geredet würde, um zum Beispiel ernsthaft die Siedlung Damaskenganger oder gar die Goldsteinsiedlung nach den ursprünglichen May-Plänen rekonstruieren zu wollen.⁵

Vielmehr ist es angesichts der herausragenden Bedeutung der May'schen Siedlungen und der internationalen Anerkennung, die ihnen nach wie vor zuteil wird, allemal lohnenswert, der Frage nachzugehen, welche städtebaulichen, sozialen und baukünstlerischen Elemente des Neuen Frankfurts noch heute Gültigkeit beanspruchen können, aber auch welche Ideen und Lösungsansätze von damals sich als Irrtümer erwiesen haben.

Dazu sollen im Folgenden fünf Punkte genannt werden:

1. Die Gartenstadt – Schlafstadt oder lebendiger sozialer Organismus

1925 wurde Ernst May zum Stadtbaurat nach Frankfurt am Main berufen. Noch im selben Jahr wurde unter seiner Leitung ein Wohnungsbauprogramm erarbeitet, das in zehn Jahren die Wohnungsnot beseitigen sollte. Gegen die überbelegten innerstädtischen Mietskasernen und das konzentrisch-wuchernde Wachstum der Stadt wurden überschaubare Trabantsiedlungen von begrenzter Größe im nahen Umland vorgesehen. Zurückgehend auf Howards Gartenstadtidee sollten sich hier naturnahes Wohnen und intakte Nachbarschaften mit städtischem Leben verbinden. Nur am Stadtrand waren genügend zusammenhängende Flächen vorhanden, die relativ kostengünstig erworben oder enteignet werden konnten. Sie ließen den Bau von Siedlungen wirtschaftlicher Größe zu, die die notwendigen Infrastruktur- und Versorgungseinrichtungen auslasten und die Ansiedlung von Arbeitsstätten ermöglichen sollten.

Die Trabanten waren in Frankfurt allerdings nicht als isolierte Inseln in der freien Landschaft gedacht, sondern als Anlagerungen an die bestehenden Dorfkerne, die die Stadt ringförmig umfassten (Vororttrabanten). Zwischen diesen und den geplanten Siedlungserweiterungen, die direkt an die Gründerzeitbebauung anschlossen und die Bebauungsgrenzen beträchtlich in den Außenbereich verschoben, verblieben Freiflächen, die einen dritten Grüngürtel um die innere Stadt bildeten. Im Bereich des Niddatales hat Max Bromme diese Idee gestalterisch ausformuliert.⁶

Die Siedlungserweiterungen waren durch Grünzüge und parkartige Anlagen in kleinere Einheiten gegliedert, deren Größe etwa denen der realisierten Siedlungen entsprach. Die Grünzüge mündeten in den Grüngürtel beziehungsweise öffneten sich in den Außenbereich jenseits der Vor-



Abb. 3 – 5: Siedlung Riedberg, Frankfurt am Main

zeption ist die (wenigstens als Möglichkeit existierende) quasi-vollkommene Abkapselung vom städtischen Lebensumfeld und sogar von den anderen Etagen desselben Wohngevierts via Parkgarage anzufahren. Das Wohnquartier wird als Transitraum verstanden. Wo schon die umliegenden Etagen innerhalb des eigenen Wohngebäudes nicht mehr in den Blick kommen, wird im Extremfall auch das unmittelbare Umfeld – die Straße, der Gehweg davor – aus der Perspektive der Insassen eines ein- beziehungsweise ausfahrenden Autos auf Distanz gehalten.

Das Komplement dieses Wohnverhaltens ist die Verlegung des öffentlichen Raumes in privat kontrollierte Erlebnis-, Fun- und Shoppingbereiche. Diese Entwicklung begann vor Jahrzehnten durch die Erfindung der Shoppingmalls in den USA.⁸ Die autogerechte Stadt verstand Nachbarschaft allerdings auch hierzulande oftmals lediglich als ein Funktionselement mit der spezifischen Betonung auf „Nur-Wohnen“, während weitere Aufgaben (Einkaufen, Arbeiten, Schule, Sport) anderen, zumeist distinkten Funktionsfragmenten der sich in die Region hineinfressenden Städte zugeordnet wurden. Mittlerweile wird das Wohnen in einem umfassenderen Sinne (der das Wohnquartier in seinen mannigfachen persönlichen Relationen und funktionalen Angeboten mit einschließt) allerdings nicht mehr alleine durch die Konkurrenz peripher gestreuter Einkaufszentren infrage gestellt. Die Peripherie hat längst die Zentren des Wohnens erreicht und in Besitz genommen. Sie tut es dort, wo weiter monofunktionale, autobasierte Einfamilienhaussiedlungen ausgewiesen werden. Im Grunde ist das – in der Haltung der Bewohner und der Nutzungsweise – nichts anderes als das horizontal organisierte, vorstädtische Vorbild des CarLoft, das seinerseits den Geist der Peripherie bis in die Innenstädte trägt. Die Peripherie ist aber auch dort, wo Shoppingmalls wie zum Beispiel MyZeil im Zentrum Frankfurts mit gewaltigem (und zweifelhaftem) gestalterischem Aufwand Kunden anlocken (Abb. 1), für die pseudo-öffentliche Räume weit weg vom Straßenraum und den Plätzen der Stadt im vierten Obergeschoss angeboten werden.⁹ Weit weg von den öffentlichen Räumen der Stadt, möglichst weit weg von deren Straßen und Plätzen, gibt es unter dem Dach eine „Kneipenstraße“ (mit allerdings dürftiger Qualität), deren Hausordnung dafür sorgen wird, dass sich vor Ort Konsumenten, aber keine Bewohner aufhalten (Abb. 2 und 3). Zum Wohnen würden Mitspracherechte, Gestaltungsmöglichkeiten und auch die Möglichkeit des Nichtkonsumierens gehören – alles Charakteristika, die weder für MyZeil noch andere gleich geartete Einrichtungen zutreffen. Man mag einwenden, dass der Handel immer schon ein Kernstück der Stadt war, ohne den sie gar nicht funktionieren würde. Das ist allerdings wahr – jedoch war Stadt ebenfalls stets ein politischer Organismus, der in den letzten Jahrhunderten mehr und mehr sozialpolitisch durchdrungen worden war. Insofern verändern innerstädtische Enklaven, welche das Potenzial besitzen, Menschen aus dem städtischen Umfeld abzuführen und aus Bewohnern Kunden beziehungsweise Konsumenten zu machen, das Wohnen auf entscheidende Weise in seinem Kern.

Geht die Verantwortung des Wohnens verloren?

Das Wohnen in einem weiteren Sinne umfasst die Wohnung und das Haus der Wohnung sowie das Wohnumfeld, also die Straße, das Quartier, die Stadt. Wohnen ist nicht nur der Aufenthalt an einem Ort; es handelt sich dabei um vielfache persönliche und soziale, funktionale, politische und ökonomische Verflechtungen in einem näheren und weiteren Umkreis. Zum europäischen Anfang des Städtewesens, in der *pólis* der griechischen Antike, war es daher selbstverständlich, dass ein Stadtbürger sich als politisches Wesen (*zōon politikón*¹⁰) begriff, das die Verhältnisse und Relationen inner- und außerhäuslich verantwortlich zu gestalten hatte. Das Haus (*oikos*) war das Zentrum, um das herum das Wohnen in und mit der Gemeinschaft unter Umständen konfliktvoll organisiert werden musste. Die Oikonomie des Hauses, die umfassende Organisa-



Abb. 1: Frankfurt am Main, Zeil: Einkaufszentrum MyZeil, Hauptfassade zur Zeil (Aufnahme von 2010)

Abb. 2 und 3: Frankfurt am Main, Zeil: „Kneipenstraße“ im 4. Obergeschoss des Einkaufszentrums MyZeil (Aufnahmen von 2010)